



ABSCHIED.

Ein persönlicher Ratgeber.

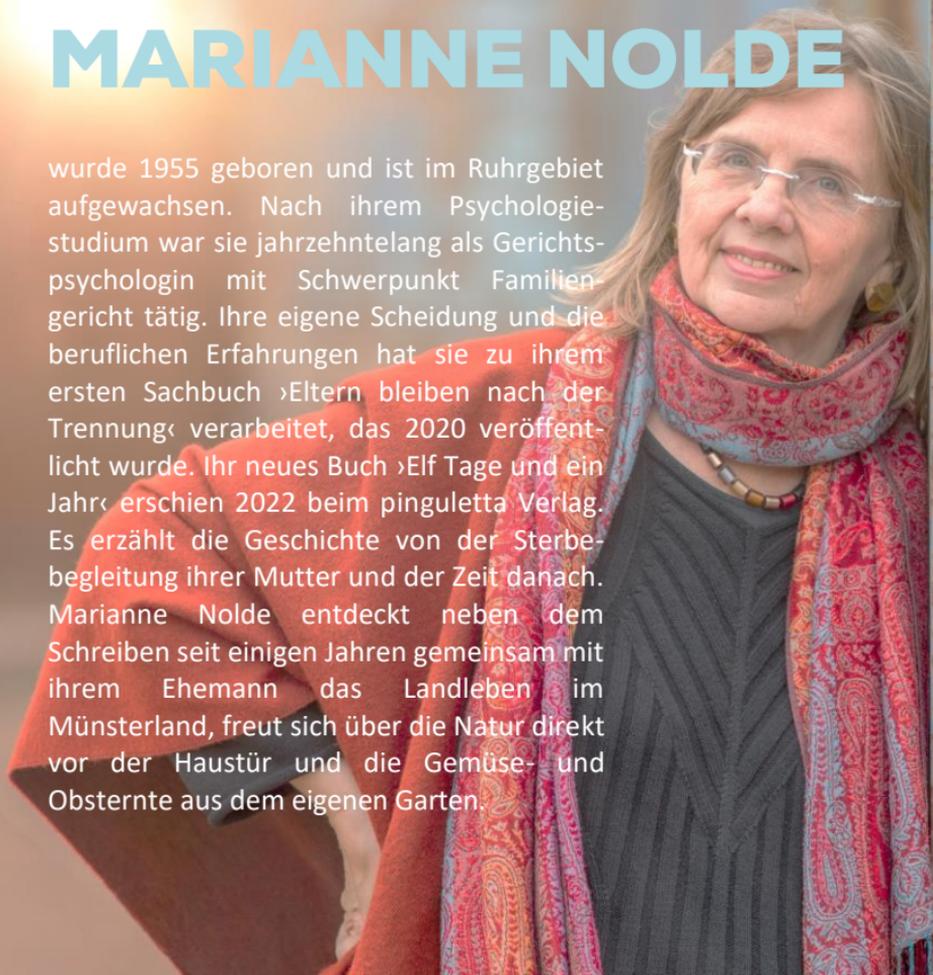


Elf Tage und ein Jahr

ISBN: 978-3-948063-25-2 Preis: 17,00 €

MARIANNE NOLDE

wurde 1955 geboren und ist im Ruhrgebiet aufgewachsen. Nach ihrem Psychologiestudium war sie jahrzehntlang als Gerichtspsychologin mit Schwerpunkt Familiengericht tätig. Ihre eigene Scheidung und die beruflichen Erfahrungen hat sie zu ihrem ersten Sachbuch ›Eltern bleiben nach der Trennung‹ verarbeitet, das 2020 veröffentlicht wurde. Ihr neues Buch ›Elf Tage und ein Jahr‹ erschien 2022 beim pingulett Verlag. Es erzählt die Geschichte von der Sterbegleitung ihrer Mutter und der Zeit danach. Marianne Nolde entdeckt neben dem Schreiben seit einigen Jahren gemeinsam mit ihrem Ehemann das Landleben im Münsterland, freut sich über die Natur direkt vor der Haustür und die Gemüse- und Obsterte aus dem eigenen Garten.



ELF TAGE UND EIN JAHR

ÜBER DAS

ABSCHIEDNEHMEN

VON MEINER MUTTER

MARIANNE NOLDE



Copyright © 2022 by Marianne Nolde

© 2022 pinguletta® Verlag, Kelttern.

F01_2022 V2022-01-28

Alle Rechte vorbehalten

Sämtliche – auch auszugsweise – Verwertungen nur mit
Zustimmung des Verlags

Foto Mohnfeld: raquel raclette | unsplash.com

Foto Autorin: Thorsten Kahle

Foto Cover: Rachel Martin | unsplash.com

Covergestaltung: pipublic | Patrick Müller

Produktion: Helmut Speer

Lektorat: Elsa Rieger

ISBN 978-3-948063-25-2

eBook ISBN 978-3-948063-26-9

In Kürze auch als Hörbuch erhältlich

www.pinguletta-verlag.de

Für meine Mutter

In Liebe

TAG **EINS**

IM KRANKENHAUS

Eine Weile schwebte ich zwischen Tag und Traum. Durch die Ritze zwischen Rollo und Fenster fiel Licht. Also war es schon Tag. Der Wecker hatte noch nicht geklingelt.

Und er würde auch nicht klingeln. Langsam kehrte meine Orientierung zurück. Ich hatte bis zwei Uhr nachts geschrieben. An meinem ersten Buch. Es lief gut. Da für heute keine Termine im Kalender standen, hatte ich einfach weitergemacht, mich danach ins Bett gelegt und das Handy samt Weckfunktion ausgestellt.

Probeweise bewegte ich meine Zehen und reckte mich. Es sah ganz gut aus für den Tag. Ich war wach. Das elektrische Rollo konnte ich vom Bett aus hochschnurren lassen. Durch das Dachflächenfenster gab es den Blick frei in einen wolkenlosen, hellblauen Januarhimmel. Es könnte ein guter Tag für einen Winter Spaziergang werden. Nach der langen Schreibnacht würde ich es heute ruhig angehen lassen.

Ich schaltete mein Handy ein. Es war halb zehn. Mehrere Anrufe in Abwesenheit und eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter von meinem älteren Sohn.

»Das Altenheim hat angerufen, Oma ist im Krankenhaus. Sie haben dich nicht erreichen können. Es scheint aber nichts Schlimmes zu sein, die Pflegerin hat etwas von Verstopfung

gesagt.« Der Sohn klang unaufgeregt, wir hatten so etwas beide schon oft genug erlebt.

Meine Mutter wohnte jetzt das fünfte Jahr im Altenheim. Für sie, die von einem Bauernhof stammte, war das lange undenkbar gewesen. Es war so ziemlich das Schlimmste, was sie sich vorstellen konnte: abgeschoben werden ins Altenheim. Sie hoffte immer, dass sie nach einem erfüllten arbeitsreichen Leben einfach plötzlich tot umfallen würde.

Der erste Teil ihres Wunsches hatte ganz gut geklappt. Noch in ihren Siebzigern pflegte sie ihren großen, üppig und jahreszeitlich wechselnd bepflanzten Garten allein und bekochte ihre Enkel, wenn deren Mutter, also ich, beruflich unterwegs war. In ihren Achtzigern fuhr sie weiterhin Auto und strickte bunte Socken für die ganze Familie und jeden, der sonst noch Interesse bekundete. Ehrenamtlich besuchte sie bis fünfundachtzig alte Leute im Altenheim. Wovon sie jedes Mal erneut mit der Erkenntnis zurückkam, dass sie selbst niemals dorthin würde umziehen wollen.

Um ihr das zu ersparen, hatten wir nach dem Tod meines Vaters ihr altes Haus umgebaut und waren zu ihr gezogen. Generationenvertrag eben. Sie hatte für meine Kinder mit gesorgt, jetzt war sie

dran, dass wir uns um sie kümmern würden. So viel stand für mich fest.

Aber mit dem zweiten Teil ihres Wunsches haperte es.

Im Jahr nach unserem Einzug hatte sie einen schweren Bandscheibenvorfall, von dem sie sich nie mehr richtig erholt hat. Ohne Unterarm-Gehstützen konnte sie danach nicht mehr laufen, und eines Tages sah sie ein, dass ein Rollator angebracht wäre. Mit Händen und Füßen hatte sie sich dagegen gewehrt, auch als die Gutachterin, die ihre Pflegestufe einschätzen sollte, ihr dringend dazu riet. Erst nachdem sie in der Kurzzeitpflege entdeckt hatte, dass das Tablett auf dem Rollator ihren Mitbewohnern Transportmöglichkeiten bot, die sie nicht mehr hatte, ließ sie mit sich reden. Noch etwas widerwillig duldete sie das neue Gefährt in ihrer Wohnung, nur um mir wenige Stunden später begeistert zu berichten, dass sie nun endlich wieder selbstständig ausgiebig Blumengießen konnte. Der Bann war gebrochen und wir schafften umgehend einen zweiten Rollator für draußen an.

Mit der Gartenarbeit war es dennoch vorbei, und auch das Autofahren musste sie nach einigen Jahren schweren Herzens aufgeben. Ein Pflegedienst kam täglich zu ihr ins Haus, und selbst mit dieser Unterstützung konnte sie nicht mehr allein bleiben, wenn wir

Urlaub machen wollten, was wir nur selten taten. Die Lage spitzte sich immer weiter zu.

Als wir zu ihr ins Haus gezogen waren, war das alles noch nicht absehbar gewesen. Elf Jahre und ein paar eigene Erkrankungen später hörte ich mich dann eines Tages, für mich selbst überraschend, das schlimme Wort ›Altenheim‹ aussprechen.

Meine Mutter brauchte nur drei Tage Bedenkzeit, bis sie die unerhörte Entscheidung traf, dass sie ins Altenheim umziehen würde.

Und das tat sie vier Monate später ohne jede Klage, ohne sich noch einmal umzuschauen, als wir das Haus verließen – ihren Schlüssel hängte sie vorher an ihren Schlüsselhaken – und befand schon in der ersten Woche, dass es ihr in ihrem neuen Zuhause gut gefalle.

»Wenn ich gewusst hätte, wie schön das hier ist, hätte ich das viel eher gemacht«, sagte sie bei einem meiner ersten Besuche. Sie verzichtete vollständig darauf, ihrer einzigen Tochter ein schlechtes Gewissen zu machen.

Im Gegenteil, sie blühte auf. Sie nutzte alle Angebote und ging begeistert täglich in die hauseigene Kapelle und mit dem Rollator eine Runde durch den schönen Park. Sie knüpfte Freundschaften, gewann Kegelpokale, hörte beim morgendlichen Zeitungsvorlesen interessiert zu – so wusste sie auch immer, wer in ihrem Heimatdorf

gerade gestorben war – besuchte die Sitzgymnastik und ließ sich täglich das Sudoku aus der Tageszeitung kopieren und löste es dann; das frisch Kopierte war einfach schöner als die Rätselhefte, die wir ihr schenkten. Sie genoss die Zuwendung und die neuen Kontakte in vollen Zügen.

Nach einiger Zeit fiel mir auf, dass sie nicht mehr ständig ihr Asthmaspray benutzte, und ich fiel aus allen Wolken, als ich erfuhr, dass sie überhaupt keine Asthmamedikamente mehr benötigte und gleichzeitig ihr erschreckender Husten verschwunden war.

»Ich hatte immer so viel Angst zu Hause, wenn keiner da war«, gestand sie. »Hier ist immer jemand da.«

Ohne Angst offenbar kein Asthma.

Und als sie plötzlich über Schwindel und Schlaptheit klagte, stellte sich heraus, dass das nur am verbesserten Blutdruck lag, weswegen die bisherige Dosierung der Blutdrucksenker zu hoch war und reduziert werden musste. Schon war alles wieder im Lot.

Was für ein Segen, dieses Altenheim, und die Bereitschaft meiner Mutter, sich darauf einzulassen.

Und jetzt war sie im Krankenhaus, und ich würde gleich zu ihr fahren. Sonderlich erschrocken war ich nicht. Krankenhaus-

aufenthalte waren im Laufe der Jahre Routine geworden. Nicht ohne Stolz erwähnte meine Mutter die zwanzig Narkosen, die sie infolge diverser Operationen überstanden hatte, und dazu hatte es viele Krankenhausaufenthalte ohne Narkosen gegeben. Notarzt oder Rettungswagen lösten in mir schon lange keinen Alarmzustand mehr aus.

Vielleicht gibt es eine bestimmte Menge an Schreckpotenzial, das sich eines Tages erschöpft, und dann ist nichts mehr übrig?

Trotzdem rief ich erst mal im Altenheim an. Da erfuhr ich, dass meine Mutter frühmorgens von der Nachtschwester bewusstlos vorgefunden worden war.

»Der Notarzt hat sie ins Krankenhaus bringen lassen«, sagte die Pflegerin, »da war Ihre Mutter aber schon wieder bei Bewusstsein. Sie hatte in den letzten Tagen Verdauungsbeschwerden. Das musste heute früh alles sehr schnell gehen, deshalb hat sie keine Sachen dabei. Wir haben ihre Tasche inzwischen aber gepackt, und wenn sie gleich zu ihr wollen, könnten Sie sie auf dem Weg abholen und ihr mitbringen.«

Ich machte mir erst mal Kaffee und immer noch wenig Sorgen, fuhr aber trotzdem sofort mit einem geschnittenen Apfel in der Tupperdose auf dem Beifahrersitz los.

Im Altenheim übergab mir eine Pflegerin, die nicht allzu besorgt aussah, die schon fertig gepackte Tasche, die ihre besten Zeiten hinter sich hatte und deren Reißverschluss sich nur noch mittels einer Sicherheitsnadel betätigen ließ. Ein typisches Provisorium meiner Mutter, die sich weigerte, Dinge nur wegen kleiner Schönheitsfehler zu entsorgen. Mittlerweile platzte der zugezogene Reißverschluss stellenweise auf, und ganz sauber war das gute Stück auch nicht mehr, der Farbton der Tasche war früher definitiv mal anders. Da war ich mir sicher, schließlich war ich oft genug mit ihrer Krankenhaustasche hinter einem Notarzwagen her ins Krankenhaus gefahren. Ob ich ihr nicht doch mal eine neue kaufen sollte, auch wenn sie selbst das unnötig fand?

Mit der ramponierten Tasche in der Hand ging ich auf das Krankenhaus zu, das mir von vielen Besuchen bei meiner Mutter vertraut war.

Am Eingang traf ich auf eine alte Bekannte, die mir erzählte, dass sie vor wenigen Tagen auf der Beerdigung von einem meiner Cousins aus der väterlichen Familie gewesen sei.

Ich habe immer bedauert, dass die Familien sich aus den Augen verloren haben, ich wusste nie, warum. Aus meiner Kindheit habe ich schöne Erinnerungen an meine deutlich älteren Cousins und

Cousinen, und der Verstorbene hatte zeitweilig im Elternhaus meines Vaters gelebt, das mir aus Kindertagen noch vertraut war. Nun stand ich hier vor dem Krankenhaus, auf dem Weg zu meiner Mutter, und erfuhr ein paar Neuigkeiten aus der Familie meines schon lange verstorbenen Vaters.

In dem verschachtelten Gebäude fand ich mich routiniert zurecht und betrat das Dreibettzimmer, in dem meine Mutter am Fenster lag.

Ich sah sofort, dass diesmal etwas anders war. Schon oft hatte ich sie hier besucht, und schon oft hatte man nicht gewusst, ob es etwas Schwerwiegendes war. Diesmal genügte ein Blick, um das zu wissen.

Das war nicht meine Mutter, wie ich sie kannte. Irgendetwas war geschehen. Ein Schlauch hing aus ihrer Nase, den Blasenkatheter hatte sie vorher schon gehabt. Mit schwacher Stimme fragte sie nach einer Brechschale, ihr war anscheinend übel, eine Schale aber nicht zu finden.

Ich suchte eine Schwester, die mir erklärte, dass meine Mutter keine Brechschale brauche, weil ihr eine Magensonde gelegt worden sei.

»Die Übelkeit wird gleich weg sein. Aber die Ärzte wollen Sie dringend sprechen.«

Das hatte ich mir schon gedacht.

»Ich gebe Ihnen Bescheid, sobald ein Arzt da ist.«

Ich ging zurück zu meiner Mutter, setzte mich neben sie und versuchte, sie zu beruhigen, dass sie die Brechschale wirklich nicht brauchen werde. Entweder glaubte sie mir oder war zu entkräftet, um zu widersprechen. Das übliche Lächeln, das sie in jeder Lage noch schaffte, wenn ich kam, blieb diesmal aus. Sie war offensichtlich zu sehr mit dem Überleben beschäftigt.

Seit einem halben Jahr war kein Besuch bei ihr vergangen, ohne dass sie mir gesagt hatte, dass sie endlich »umziehen« wolle, »nach oben«.

Ich erinnere mich noch an das verblüffte Gesicht einer Besucherin, die diesen Wunsch mithörte und nicht recht verstehen konnte, warum meine Mutter ihr schönes Parkzimmer im Erdgeschoss aufgeben wollte, um auf eine andere Etage zu wechseln. Meine Mutter wollte aber noch deutlich höher hinaus als nur ins Obergeschoss. Immer wieder gab sie ihrer Hoffnung Ausdruck, dass man ihr die Tür »da oben« endlich aufmachen werde. Sie wolle jetzt auch mal ihre Schwestern wiedersehen, die sie als Älteste alle überlebt hatte. Mit ihren Schwestern hatte sie sich immer eng verbunden gefühlt, und entsprechend vermisste sie sie sehr. Anscheinend hätten die aber noch keinen Platz für sie »da oben«,

stellte meine Mutter immer wieder mit Bedauern fest. Dankbar nahm sie mein Angebot an, in der Marienkapelle bei uns im Ort eine Kerze für ihr Anliegen anzuzünden. Als glühende Marienverehrerin schien ihr das die bestmögliche Fürsprecherin zu sein.

Solange sie noch irgendetwas Nützliches hatte tun können – mit neunzig strickte sie noch Babysöckchen – war meine Mutter mit ihrem Überleben einverstanden, auch wenn sie sich von ihrem Wunsch hatte verabschieden müssen, ohne vorherigen Pflegebedarf einfach zu sterben. Nichtstun war noch nie ihre Sache gewesen. Ich kenne kaum jemanden, der so unfähig zum Nichtstun ist, wie sie es war. Gar nichts mehr tun zu können, darin sah sie so wenig Sinn, dass sie ihren endgültigen ›Umzug‹ jetzt ernsthaft ins Auge fasste. Aber bei jedem Besuch kamen wir überein, dass das nicht in ihrer Hand liege und sie sich weiter gedulden müsse. Seufzend nahm sie ihr Schicksal an, da konnte man wohl nichts machen. Sie ging dann meistens dazu über, sich nach Neuigkeiten aus meinem Leben und dem ihres Schwiegersohns und ihrer Enkel zu erkundigen.

Der Tod war bei unseren Gesprächen als erwarteter und von ihr eingeladenen Gast in den letzten Monaten regelmäßig dabei, hielt sich aber dezent im Hintergrund. Als sie das Thema immer beharrlicher anschnitt, fasste ich mir schließlich ein Herz und

besprach mit ihr ihre Wünsche für die Beerdigung.

Meine Mutter war so erleichtert. Anscheinend hatte sie das Thema nicht von sich aus ansprechen wollen, aber nun war sie wirklich froh. Endlich gab es wieder etwas Sinnvolles und Schönes zu planen. Das Gesprächsthema sagte ihr zu.

Mit Erstaunen erfuhr ich, dass meine sonst so traditionelle Mutter ziemlich flexibel war, was die Modalitäten ihrer Bestattung anging. Ausgesprochen entspannt, manchmal geradezu vergnügt, erklärte sie mir mehrmals, das sei ihr von Herzen egal, wie ich dieses oder jenes regeln würde. Das sei ganz mir überlassen. Aber sie fand doch schön, dass ich auf jeden Fall alle Cousinsen und Cousins aus der großen mütterlichen Familie einladen wollte. Sie freute sich darüber, an wen ich selbst alles schon gedacht hatte. Aber bei einigen davon befand sie, dass das jetzt wirklich zu weit ginge. Das sollte ich nicht machen. Meine Mutter blühte noch ein weiteres Mal auf. Sie widmete sich voller Vorfreude der Planung ihrer letzten Reise.

Nie hätte ich mir etwas anderes als eine Erdbestattung für sie vorstellen können. Ganz anders meine Mutter. Das sei ihr so dermaßen egal. Urne sei auch gut. »Macht es einfach so, wie es für euch am besten auskommt«, war ihre Devise. Es sollte vor allem für

uns passend sein. Wenn es nur mit einer Urnenbestattung klappen würde, dass ihr Enkel aus dem Ausland dabei sein könne, dann wolle sie auf jeden Fall eingäschert werden. Da war sie sich sicher. Ich staunte. Und dass es ein Rasengrab würde, das war auch klar. Außer mir gab es niemanden, der dreißig Jahre lang ihr Grab würde pflegen können, und ich lebte nicht mal mehr in dem Ort und war mittlerweile selbst über sechzig.

Nachdem die Gästeliste angefertigt und die Adressen vollständig waren, hatte das Thema wieder geruht. Es war alles geklärt. Es war weiterhin Abwarten angesagt.

Dass meine jetzt einundneunzigjährige Mutter womöglich demnächst sterben würde, war für mich keine Horror-Vorstellung. Aber bisher war es immer irgendwie weit weg gewesen. Sie hatte so oft gesundheitliche Krisen überstanden, dass ich mir nichts anderes mehr vorstellen konnte, als dass es immer so weitergehen würde. Doch nun wollten mich die Ärzte sprechen, und zwar dringend. Ich ahnte, was das zu bedeuten hatte.

Die junge Ärztin, die mir die Nachricht überbrachte, entsprach nicht dem Bild des Mediziners, der mit wehendem Kittel durch die Flure eilt im Bemühen, dem immer zu engen Zeitplan zu genügen. Sie beschränkte sich nicht auf eine dahingeworfene Diagnose

zwischen Tür und Angel, sondern setzte sich mit mir an einen Tisch am Fenster, wo sie mir behutsam die Lage erklärte:

»Es besteht der Verdacht, dass Ihre Mutter einen Darmverschluss hat wegen eines sehr großen Tumors, der auf den Darm drückt.«

Meine Mutter hatte schon längere Zeit einen aufgetriebenen Bauch, der immer dicker wurde. Das war nun also der Grund.

»Ob der Tumor gut- oder bösartig ist, das ist im Grunde egal. Denn operieren kann man das nicht mehr.«

Ganz überraschend war das nicht, obwohl ich an diese Möglichkeit bisher nicht gedacht hatte. Bei einer ihrer vielen Operationen hatte ein Arzt zufällig im Bauch einen kleinen Tumor gefunden und mit entfernt. Da habe sie gerade noch Glück gehabt, hatte der Arzt nachher gemeint. Bei den routinemäßigen Vorsorgeuntersuchungen war danach nie mehr irgendetwas aufgefallen und das Thema in Vergessenheit geraten, zumal immer wieder andere Krankheiten unsere Aufmerksamkeit erfordern hatten.

»Es bleibt jetzt nur noch eine Palliativversorgung«, erklärte mir die Ärztin. »Wissen Sie, was Ihre Mutter sich für den Fall wünscht?«

Patientenverfügung und Vorsorgevollmacht hatte ich schon seit mehr als zwanzig Jahren, und was meine Mutter wollte, hatte sie

mir gerade in letzter Zeit ausdrücklich klar gemacht. Sie wollte sterben dürfen, wenn es so weit wäre.

Wie es aussah, war das jetzt die Situation, für die sie mir das erklärt hatte.

Die empathische junge Ärztin war sichtlich froh über die klaren Handlungsanweisungen und die gefasste Haltung der Tochter. Dass mir überhaupt die Tränen kamen, lag daran, dass ich im Krankenhausalltag so viel Herzlichkeit und Verständnis nicht erwartet hatte. Wie sehr doch solche Momente von Menschlichkeit einen Unterschied machen können.

Offenbar eine typische Erfahrung, die ich da gemacht habe, als mich diese mitfühlende Ärztin so beeindruckt hat. Wie ich aus dem Buch von Borasio ›Über das Sterben‹ erfahren habe, ist das, was von Arztgesprächen am besten behalten wird, gar nicht der Inhalt der Aufklärung, sondern das wie, also ob der Arzt empathisch war, ob er sich Zeit genommen hat oder gefühlt auf dem Sprung war, ob er zugehört hat. Das werde noch nach Jahrzehnten erinnert. Das muss man sich mal vorstellen, dann lohnt sich das doch wirklich.

Wie ich mich fühlte, hätte ich in dem Moment ansonsten gar nicht sagen können. Ich war jetzt erst einmal mit dem Organisieren

beschäftigt. Ich hatte ein Empfinden von geschärfter Aufmerksamkeit und einer merkwürdigen Neutralität.

Von der Ärztin erfuhr ich, dass meine Mutter die Magensonde gar nicht zur künstlichen Ernährung bekommen hatte, sondern um Mageninhalt auszuleiten und ihr damit Übelkeit zu ersparen. Künstliche Ernährung war nicht vorgesehen.

»Was meinen Sie denn, wie viel Zeit meiner Mutter noch bleibt?«, wollte ich von ihr wissen. »Sprechen wir hier von Tagen, von Wochen oder Monaten?«

»Monate auf keinen Fall«, sagte die Ärztin entschieden. »Wochen auch nicht«, fügte sie etwas vorsichtiger hinzu.

»Kann denn meine Mutter nicht direkt wieder zurück ins Altenheim, wenn man medizinisch nichts mehr für sie tun kann? In ihr Zuhause, wo es doch viel schöner für sie und auch für die Besucher ist.«

»Es kommt darauf an«, meinte die Ärztin, »ob in der Heimeinrichtung die Palliativversorgung geleistet werden kann. Ich werde das klären und wenn es möglich ist, veranlassen wir den Rücktransport.«

Ich informierte meinen Mann, der beschloss, in der unübersichtlichen Lage in einer Stunde vorbeizukommen. Als Nächstes rief ich meinen älteren Sohn an. Er war gerade in einem Meeting,

plante aber sofort die Oma für das Wochenende ein.

Wenig später meldete er sich noch mal. »Ich werde schon am frühen Nachmittag da sein, damit ich auf der sicheren Seite bin. Ich will mich auf jeden Fall von Oma verabschieden. Das ist mir wichtig.«

Dem Sohn in der Schweiz schickte ich eine Textnachricht.

Und sicherheitshalber nahm ich selbst Kontakt mit der Pflegestation meiner Mutter im Altenheim auf.

»Kein Problem«, hieß es dort. »Der Hausarzt Ihrer Mutter ist Palliativarzt, und wir haben ausgebildete Fachkräfte auf der Station.« Die Pflegerin bestärkte mich darin, dass meine Mutter bei ihnen gut aufgehoben wäre.

Mittlerweile war man in der Klinik zur gleichen Erkenntnis gekommen.

Beruhigt kehrte ich ins Zimmer meiner Mutter zurück und richtete ihr aus, dass sie noch heute wieder nach Hause zurückgebracht werde. Das nahm sie erleichtert zur Kenntnis. Dass die Ärzte hier nichts mehr für sie tun konnten, schien ihr nur recht zu sein. Sie schloss die Augen und ruhte sich aus. Sie sah jetzt nicht mehr so besorgt aus wie bei meinem Eintreffen, als sie noch nach der Brechschale suchte.

Eine Krankenschwester kam vorbei und zeigte mir, wie ich ihr mit angefeuchteten Schaumstoffschwämmchen den Mund auswischen könne. Das tat ihr sichtlich gut, denn sie saugte und lutschte daran. Die Übelkeit schien sich gelegt zu haben, meine Mutter wirkte etwas entspannter.

»Soll ich den Tropf mit der Flüssigkeit abnehmen?«, fragte die Pflegerin. »Das ist Ihrer Entscheidung überlassen. Wegen der Vorsorgevollmacht.«

Aus der Sterbephase meines Vaters hatte ich in Erinnerung, dass er bis zuletzt Wasser über einen Tropf bekommen hatte, weil es damals hieß, Verdursten sei quälend, und daher werde das empfohlen. Da die Krankenschwester keine Einwände hatte, blieb der Tropf erst mal. Das war jetzt keine vordringliche Frage.

Während meine Mutter ruhig und zufrieden dalag, kam auch ich langsam zur Besinnung. Es würde jetzt ernst. Ich fühlte mich wie vor einer aufregenden Reise oder einer wichtigen Prüfung. Was jetzt kam, hatte ich schon einmal mit meinem Vater erlebt und in guter Erinnerung behalten. Das gab mir Sicherheit. Und es war das, von dem sich meine Mutter seit einem halben Jahr wünschte, dass es geschehen sollte. Wir würden jetzt gemeinsam ein Abenteuer erleben. So ungefähr fühlte sich das an.

Der aufgeblähte Bauch meiner Mutter schien seit dem letzten Besuch vor einigen Tagen noch aufgetriebener. Laut hörbar gluckerte es immer wieder darin. Sie sah hochschwanger aus. Nur dass statt eines Babys ein Tumor in ihrem Bauch wohnte.

Die ältere Frau im Bett nebenan bekam Besuch von ihrer Tochter. Ich fühlte mich an mich selbst in früheren Phasen erinnert. Die Tochter kam zwischen beruflichen Verpflichtungen angehetzt, die Überforderung war ihr anzumerken, und dann hatte sie, wie ich hörte, mittlerweile mit hohem Blutdruck zu kämpfen, kein Wunder. Zwischen Überforderung und schlechtem Gewissen zerdrückt, wie gut ich das kannte.

Da saß ich nun ruhig am Sterbebett meiner Mutter und hatte Mitgefühl mit der Frau am Nachbarbett, die noch nicht wusste, wie lange ihre schon nicht mehr vorhandenen Kräfte noch tragen müssten. Bei mir wurde das überschaubar.

Mittlerweile war mein Mann gekommen und setzte sich zu uns. Er war immer gut mit seiner Schwiegermutter ausgekommen. Selbst dann, wenn ich von meiner Mutter genervt war, entdeckte er positive Seiten an ihr, sogar solche, die ich angeblich von ihr hätte. Zum Beispiel Dankbarkeit. Darin war sie tatsächlich ziemlich gut. Das fiel mir erst auf, nachdem er mich darauf aufmerksam gemacht hatte.

Ich nutzte die Gelegenheit, ein belegtes Brötchen für mich zu erjagen, und wir beschlossen, dass mein Mann erst einmal zu seiner Arbeit zurückkehren könnte. Wir würden unsere Kräfte sinnvoll einteilen müssen.

Meine Mutter kam wieder zu sich und überblickte offenbar die Situation vollständig. Denn sie äußerte sofort den Wunsch nach der Krankenkommunion. Es war klar, dass sie auf keinen Fall ohne die Sakramente ihrer Kirche sterben wollte. Dafür würde ich mich schon einsetzen.

Die Krankenschwester hatte jedoch zu vermelden, dass der Krankentransport bereits in einer halben Stunde da sein werde und dass sie in der Zwischenzeit leider nicht schaffen würde, den Krankenhauspfarrer zu holen. Das werde sicherlich das Altenheim regeln können. Meine Mutter gab sich notgedrungen zufrieden. Dass ich ihr den Besuch ihres Enkels in Aussicht stellen konnte, lenkte sie auch etwas ab.

Wenn ich über eines in dieser Lage froh war, dann über die klaren Ansagen meiner Mutter in den letzten Monaten, wie sie sich ihren Abschied von diesem Leben vorstellte. Ich musste keine schwierigen Entscheidungen für sie treffen, ohne zu wissen, welche Wünsche sie hatte. Was für eine Erleichterung, ich kann das

wirklich jedem empfehlen, dass man sich darüber austauscht, mit dem Partner, mit den Kindern oder einer guten Freundin. Und es am besten schriftlich festhält in Form von Patientenverfügung und Vorsorgevollmacht.

Weil ich mir ein Herz gefasst und meine Mutter auf ihre Beerdigungswünsche angesprochen hatte, wusste ich jetzt genau, was sie sich für ihren allerletzten Gang vorstellte.

Die letzte Phase begann also unter günstigen Umständen. Das hat mich später bewogen, mit meinem Mann die Wünsche für seine Beerdigung zu besprechen und ihm meine zu nennen. Was ich nie für möglich gehalten hätte: Ich lag falsch in der Einschätzung dessen, was er sich wünschte. Wir waren uns immer ziemlich nah und haben viel miteinander geredet. Trotzdem hatte ich es nicht gewusst.

Es dauerte nicht lange, bis tatsächlich die Sanitäter mit ihrer Rollliege kamen, um meine Mutter abzuholen und sie ins Altenheim zurückzubringen. Sie ließ die Prozedur des Umlagerens geduldig geschehen, sie schien mit allem einverstanden. Sie würde jetzt wieder nach Hause gebracht, und da wollte sie hin. Ihr Zimmer im

Altenheim war seit Jahren ihr Zuhause, in dem sie sich wohlfühlte. Sie hatte immer zu Hause sterben wollen, nur hatte sich zwischenzeitlich geändert, welcher Ort das war.

Mit der nicht ausgepackten Tasche in der Hand, die nun doch keinen Nachfolger mehr bekommen würde, verließ ich ein letztes Mal die Klinik, in der ich sie nie wieder besuchen würde.

Ab jetzt würde es viele letzte Male geben.

Während meine Mutter in den Krankenwagen geschoben wurde, traf ich den angereisten Sohn an der Klinikpforte und fuhr mit ihm hinter dem Krankenwagen her ins Altenheim. Das erste Mal war ich nicht allein bei der Fahrt hinter einem Krankenwagen her, in dem meine Mutter lag.

Daniel hatte sein Meeting verlegt und sich Arbeit für das Wochenende mit nach Hause genommen. Er war darauf eingerichtet, den Nachmittag und das Wochenende im Altenheim zu verbringen. Ich war so froh, dass er da war. Er ging oft seiner Wege, wir waren eine Familie von Individualisten. Aber wenn Not am Mann oder der Frau war, konnte ich mich immer absolut auf ihn verlassen.

Diese Erfahrung würde ich ein weiteres Mal machen.

TAG **EINS**

IM ALTENHEIM

Die Sanitäter schoben die Bahre mit meiner immer noch ziemlich abwesend wirkenden Mutter aus dem Krankenwagen zum Haus und durch die Flure in ihr gemütliches Zimmer mit Parkblick und ihrem Rosenbäumchen mit den kräftig roten Rosen vor dem bodentiefen Fenster. Das hatte sie aus ihrem alten Zuhause mitgebracht, und es wurde jahreszeitlich unten herum bunt bepflanzt, soweit die Bodenfläche nicht für die beiden Schafe aus Ton gebraucht wurde. Daneben ein paar Buchsbäume, die meine Mutter leidenschaftlich gern in Form schnitt, sogar, als das noch gar nicht allgemein in Mode gekommen war.

Ich mochte das ja nicht so und hatte eine geheime Übereinkunft mit ihrer Schwester, die Gärtnerin war, und nicht ganz so viel Eingriffe in die Natur schätzte, wie meine Mutter sie beherzt vornahm. Mittlerweile befanden sich die Buchsbäume in Renaturierung, denn zum Formschnitt war meiner Mutter die Kraft ausgegangen. So nahm die Natur wieder ihren Lauf.

Ihr Bett hatten die Schwestern umgestellt. Es stand sonst immer mit der Seite zur Wand, jetzt stand es mit dem Kopf zur Wand und an beiden Seiten war Platz für Besucher.

Man hatte schon vorgedacht. Das also war sie jetzt, die Palliativphase. Oder das Sterbebett.

Die Sanitäter schoben meine Mutter auf ihr Bett und fragten sie, wie sie gelagert werden wollte.

»Egal«, lautete die erschöpfte Antwort.

Später würde mein Sohn sagen, dass ihm in dem Moment klar wurde, wie es um seine Oma bestellt war. Denn sie war eine Frau mit klaren Entschlüssen und einer festen Meinung dazu, wie genau Kopf- und Fußteil am Bett einzustellen waren, wo die gefühlt etwa fünfzehn Kissen verschiedener Länge, Breite und Dicke unter und um ihren Körper herum zu drapieren seien, und dass auch bei Minusgraden das Fenster bei aufgedrehter Heizung gekippt sein musste. Mit ökologischen Einwänden konnte ich da rein gar nichts bei ihr erreichen.

»Egal« war in so einem Zusammenhang einfach bis gestern keine denkbare Antwort gewesen.

»Egal« war neu. Es gab ab jetzt nicht nur letzte Male. Es gab auch erste Male.

Daniel und ich setzten uns jeweils an die gegenüberliegende Seite des Betts meiner Mutter, legten unsere Hände auf ihren ungewohnt schwachen Körper, und mit lauter und klarer Stimme sprach der Enkel seine Oma an. Das gefiel ihr. Er gefiel ihr sowieso. Und jetzt gerade mal wieder sehr.

Als wir noch zusammen in einem Haus gelebt hatten und meine Mutter noch nicht ganz so pflegebedürftig war, hatte Daniel manchmal ein paar Tage die Oma gehütet, sodass wir verreisen konnten. Anschließend hörten wir dann mehrere Wochen lang das Loblied auf den Enkel, der sich so dermaßen gut um sie gekümmert hatte, dass sie gar nicht aufhören konnte, das hervorzuheben. Ein paarmal war ich kurz davor, beleidigt zu sein, aber ich sah dann doch davon ab, weil es so einfach besser für uns war.

Auch als sie später im Altenheim lebte, war Daniel, der nur eine Autostunde entfernt wohnte, der Joker, der uns ermöglichte, mal frei von jeder Verantwortung gemeinsam eine kleine Urlaubsauszeit zu nehmen.

Das Lächeln, das im Krankenhaus plötzlich verschwunden war, kehrte in homöopathischen Dosen zurück. Ein bisschen schief wohl, so ohne das Gebiss. Ohne Gebiss konnte meine Mutter nicht ganz so gut sprechen, aber da sie sich gern den Mund mit den Schaumstoffschwämmchen am Stiel – eine Art Lolli für die letzte Lebensphase – auswischen ließ, schien mir nicht sinnvoll, sie mit ihren künstlichen Zähnen zu quälen, zumal Essen nicht mehr auf dem Plan stand. Schon das Schlucken von Wasser schien schwierig. Im Krankenhaus hatte man mir reichlich von den Schwämmchen

mitgegeben, und in ihrem Zimmer im Altenheim standen auch schon welche bereit.

Ein paar ihrer Lebensgeister kehrten aber zurück, als wir da zu dritt in dem Zimmer die neue Lage erkundeten. Und meine Mutter verlangte zu trinken. Stilles Wasser aus der Schnabeltasse. Derweil es in ihrem erhaben vorstehenden Bauch arg gluckerte.

Mittlerweile waren auch wir von den guten Pflegegeistern der Station liebevoll versorgt worden. Mit einer Kanne Kaffee, zwei Tellern bunt gemischter Kekse und Wasser. Was für eine wohl-tuende Geste. Ich fühlte mich so aufgehoben und unterstützt. Das kann nicht nur an den Keksen gelegen haben, es war die Haltung dahinter. Angehörige wurden hier gesehen und als Begleitung geschätzt.

Man liest und hört so viel Schreckliches über Altenheime. Meine Erfahrung ist: Es gibt auch so viel Gutes. Dabei waren wir nicht in einer Luxus-Residenz für Besserverdienende. Wir waren in einem ganz normalen Altenheim. Katholisch, das war meiner Mutter wichtig gewesen, mit wöchentlicher Messe im Haus. Das war ein unumstößlicher Termin, den sie für nichts anderes ausgelassen hätte.

Während der Enkel mit Oma redete und ihr über die Hände strich, besann ich mich darauf, wen ich wohl alles informieren sollte. Da

gab es einige Cousinen und Cousins, die meine Mutter immer mal wieder besuchten, und noch zwei jüngere Brüder mit ihren Frauen. Bloß waren deren Telefonnummern bei uns nur im Festnetz gespeichert, und als ich an diesem Morgen, der mittlerweile Wochen entfernt schien, das Haus verlassen hatte, war mir nicht in den Sinn gekommen, vorsorglich mein Adressbuch mitzunehmen. Immerhin ließ sich ein Onkel im Telefonbuch finden, und ich bat darum, die Information an den anderen weiterzugeben. Auch eine Cousine konnte ich auf diesem Weg anrufen. Sie würde noch öfter mit ihrem Mann und mir bei meiner Mutter sitzen. Mutters Patenkind mit Mann gehörte zu den vielen ›treuen Seelen‹, wie Mutter ihre Besucher nannte. Noch viele von ihnen würden in den nächsten Tagen kommen und von ihr Abschied nehmen.

Bald erinnerte sich meine Mutter an ihr Anliegen vom Vormittag: die Krankenkommunion. Ich informierte die Pflegerinnen, die sich der Sache annehmen wollten.

Meine Mutter besann sich auf ihr Kämpfernaturell, das sie ihr ganzes Leben begleitet hatte, und als sie uns den gespendeten Kaffee trinken sah, befand sie das Wasser plötzlich als zu langweilig.

»Kaffee«, verlangte sie mit schwacher Stimme. Und um dem

Nachdruck zu verleihen, ergänzte sie: »Kaffee macht wach.« Befriedigt angesichts dieser überzeugenden Argumentation schaute sie mich auffordernd und erwartungsvoll an. Wer hätte da schon ›Nein‹ sagen können.

Ich funktionierte die Schaumstoff-Lollis erst mal um und tunkte sie in Kaffee. Das war schon nicht schlecht.

Aber meine Mutter hatte weiterreichende Pläne: »Trinken.«

Ich besorgte eine zweite Schnabeltasse, und die nächsten Tage sollte der Nachmittagskaffee zum festen Ritual werden.

Immer mit der Erklärung: »Kaffee macht wach.« Und man will ja fit sein für seine Besucher.

Es fiel mir zunehmend schwer, mich zu erinnern, was mich an meiner Mutter früher manchmal gestört hatte. Hatte ich womöglich übersehen, wie goldig diese Frau war? Die Frage stellte ich mir in den nächsten Tagen immer öfter.

Gestärkt durch den Kaffee verfolgte meine Mutter nun ihr Anliegen in Sachen Krankenkommunion mit Nachdruck und Durchhaltevermögen.

Mehrmals ging ich zu den Pflegerinnen, die meine Mutter zurecht noch nicht im akuten Sterbeprozess wahrgenommen hatten und daher keinen Eilbedarf sahen.

Allerdings kannten sie meine Mutter auch schon ein paar Jahre. Und daher leuchtete ihnen ein, dass Widerstand zwecklos wäre, wenn sie sich das jetzt als dringlich zu erreichen vorgenommen hatte. Sie versprachen, sich der Angelegenheit anzunehmen und den älteren Pastor zu rufen, der aufgrund starker Sehbehinderung mittlerweile selbst bei ihnen lebte.

Meine Mutter fragte beharrlich nach und ließ sich nur kurz ablenken, als ich ankündigen konnte, dass ihr anderer Enkel am nächsten Tag kommen werde. Er habe gerade einen Flug gebucht. Das freute sie. Aber so leicht würde sie jetzt nicht lockerlassen. Die Sache mit der Krankenkommunion war einfach zu wichtig.

Es war mittlerweile Abend geworden an diesem gefühlt unendlich langen Tag. Auf der Station kehrte Ruhe ein und der heiß ersehnte Pfarrer kam ins Zimmer meiner Mutter. Er tastete sich zu ihrem Bett vor und hatte die Krankensalbung mitgebracht. Also das, wovon wir alle ausgegangen waren, dass meine Mutter danach so dringlich verlangte. Ruhig und friedlich nahm sie die Segnung auf, wir beteten gemeinsam. Sie konnte noch ein wenig mit uns beten.

Als der Pastor sich zum Gehen anschickte, kam jedoch klarer Protest meiner Mutter. »Krankenkommunion.«

Der Pastor war verwirrt. Darauf war er nicht eingerichtet. Eine

Hostie hatte er nicht dabei. Es war ja gar nicht zu erwarten, dass meine Mutter noch schlucken könnte.

»Krankenkommunion«, beharrte meine Mutter, nunmehr mit leichtem Unterton von Verzweiflung in der Stimme. »Krankenkommunion.«

Eines stand fest: Ich würde sie heute Nacht unmöglich allein hier lassen können ohne Krankenkommunion und zum Schlafen nach Hause fahren, was ich mit den Pflegerinnen überlegt hatte angesichts der Strecke, die vermutlich noch vor uns liegen würde.

Auch der Pastor mochte sich der sichtlichen Verzweiflung meiner Mutter nicht entziehen. Er bat mich, ihn zur Tür zu bringen, wo er sich an den umlaufenden Wandgeländern haltend aufmachte, nochmals zurückzugehen, die Krankenkommunion zu holen und sie meiner Mutter zu verabreichen. Ich hatte vorgeschlagen, dass wir ihr ja wenigstens ein ganz kleines Stück davon abbrechen könnten. Das schien ein guter Plan.

Meine Mutter lag schweigend im Bett, wir saßen weiter jeder auf einer Seite. Auf dem Flur war es nun still. Das einzige Geräusch im Zimmer war das Gluckern im Bauch meiner Mutter.

Es dauerte eine Weile, bis der Pastor mit der Krankenkommunion zurückkam. Meine Mutter war erfreut.

Erneut sprach er einen Segen, nahm die Hostie und gab sie mir mit den Worten: »Machen Sie das mal. Ich seh das doch gar nicht.«

Also brach ich meiner Mutter ein winziges Stück von der Hostie ab und gab ihr ihre letzte Kommunion in den Mund, während der Pastor vorschlug, dass ich den Rest für meinen Sohn und mich teilen sollte.

Er konnte nicht wissen, was das für mich bedeutete. Es war einer dieser Gänsehautmomente, in denen Dinge an ihren Platz fallen, die bis dahin ein bisschen wuselig und ungeklärt im eigenen Bewusstsein herumgeschwirrt sind. Hier, am Sterbebett meiner Mutter, fand gerade eine Art Wiedergutmachung statt.

Als ich vor mehr als fünfundzwanzig Jahren als getrennt lebende Mutter mit neuem Partner und Ex-Mann an meiner Seite diesen Sohn zur Kommunion begleitete, wies mich ein ansonsten sympathischer Geistlicher darauf hin, dass es vielleicht nicht so passend sei, wenn ich mit zur Kommunion gehen würde angesichts meiner bekannten Lebenssituation. Er überließ das allerdings mir, er werde mir die Kommunion nicht verweigern, was er auch nicht tat.

Und nun stand hier ein Pastor und forderte mich auf, nicht nur meiner Mutter ihre letzte Kommunion zu erteilen, sondern dieses

letzte Mal gemeinsam mit ihr zu dritt mit eben diesem Sohn zu zelebrieren.

Wie schön war das denn!

Meine Mutter ging sehr umsichtig mit ihrem Hostien-Bruchstück um. Sie wartete aufmerksam und andächtig, bis es gut eingespeichelt war, und schluckte es dann beherzt und erfolgreich hinunter. Sie war richtig stolz auf sich.

Operation geglückt.

Nach dem Pastor verabschiedete sich auch Daniel bis zum nächsten Tag. Meine Mutter dämmerte in den Schlaf hinüber. Eine Weile saß ich allein bei ihr und genoss die Stille, nur unterbrochen durch die Kaskaden von Glucksern in ihrem Bauch.

Was für ein Tag heute. Voll und rund. Eine Stimmung von Gelassenheit und Zufriedenheit, die mich selbst verwunderte. Ich mochte das. Meine Mutter strahlte auch nichts anderes aus, als dass alles so sein sollte.

Ich blieb noch etwas neben ihr sitzen und hing meinen Gedanken nach.

Schließlich verließ auch ich das mittlerweile dunkle Gebäude, in dem bis auf die Nachtschwester anscheinend alle schliefen. So hatte ich das Haus in all den Jahren noch nie erlebt. Ich kannte es nur

tagsüber und voller Leben.

Ich würde die Nacht in meinem Bett verbringen und morgen früh wiederkommen.

TAG **ZWEI**

FAMILIENWOCHENENDE

Diesmal hatte ich mir den Wecker gestellt, und nach kurzer Morgentoilette brach ich wieder mit dem Kaffeebecher in der Haltevorrichtung und einem Frühstück auf dem Beifahrersitz ins Altenheim auf. Das Handy hatte ich keinen Moment aus meiner Nähe gelassen. Da es nicht geklingelt hatte, war offenbar keine wesentliche Änderung eingetreten. Trotzdem hätte ich keine Ruhe gehabt, erst mal zu frühstücken. Zeit dafür würde es im Laufe des Vormittags bestimmt noch genug geben.

Als ich ankam, lag meine Mutter genauso ruhig und friedlich im Bett wie am Vorabend, und ich setzte mich erst einmal still dazu. Sie war im Gegensatz zu mir immer so eine umtriebige Frau gewesen, während ich es manchmal genoss, einfach ruhig dazusitzen und zu mir zu kommen.

Dazu hatten wir gemeinsam eher wenig Gelegenheit gehabt, auch wenn es vor ihrem Umzug ins Altenheim schon manchmal besinnliche Teezeiten in meinen Arbeitspausen gegeben hatte. Im Sommer saßen wir dann mit unserem Tee in der altvertrauten Teekanne meiner Kindheit auf ihrem großen Balkon mit Blick auf den eigenen und die umliegenden Gärten, und über ein neu gebautes Haus hinweg konnten wir bis zur Grundschule sehen, die meine

Kinder besucht hatten. Oder es gab Tee in ihrem Wohnzimmer, meine Mutter immer in dem elektrisch verstellbaren Fernsehsessel mit längst defekter Aufstehhilfe, der damals für ihren pflegebedürftigen Mann angeschafft worden war. Sie thronte auf ein paar zusätzlichen Kissen, während ich von einem anderen Sessel aus den Blick durch die bodentiefen Fenster ins Weite hatte. Ich genoss diesen Ausblick.

Anfangs, als sie noch nicht so pflegebedürftig war, waren meine spontanen Besuche für meine Mutter ein willkommener Anlass, ihre ständige Geschäftigkeit zu unterbrechen. Später musste sie sich wohl oder übel an die Notwendigkeit von Pausen gewöhnen, auch ohne Besuch, aber gern tat sie das nicht, so ohne für sie plausiblen Grund.

Diese ruhigen Teezeiten mit ihr hatte ich immer mehr zu schätzen gelernt. Nachdem ich anfangs oft die Pausen zu ihr verlegt hatte, damit sie nicht einsam war, wurde schließlich die Aussicht auf unsere kleine persönliche Teezeremonie auch für mich verlockend.

Und noch mehr genoss ich diese stillen Momente mit ihr hier in den letzten Tagen im Altenheim. Sie hatten für mich einen besonderen Zauber. Ich sah keinen Anlass, meine Mutter aus ihrer Ruhe zu reißen, und setzte mich einfach zu ihr. Frühstückszeit.

Eine Pflegerin trat ins Zimmer und weckte meine Mutter, sie musste umgelagert werden. Langsam kam sie zu sich, und als sie die aus dem Urlaub zurückgekehrte Frau erkannte, begann sie zu lächeln.

»Das ist meine liebste Schwester«, erklärte sie glücklich, und die so Gelobte lachte.

»Können Sie sich noch daran erinnern, was wir anfangs für Kämpfchen miteinander hatten? Bis wir uns so gut verstanden haben wie jetzt? Das haben wir doch wirklich gut hinbekommen«, scherzte sie mit meiner Mutter.

Also ich erinnerte mich sehr gut daran, ich war nämlich mal dabei gewesen und musste jetzt schmunzeln. Was war ich damals froh gewesen, als mir klar wurde, dass das Pflegepersonal hin und wieder mit der Sturheit meiner Mutter ähnlich überfordert war wie ich früher. Manchmal verzweifelte ich regelrecht daran, dass die besten Argumente nichts wert waren, wenn meine Mutter von etwas wirklich überzeugt war. Dann musste es auch ganz genauso sein, wie sie es sich in den Kopf gesetzt hatte, anders ging es nicht. Meine sonst oft so gutmütige und hilfsbereite Mutter ließ in solchen Momenten nicht mehr mit sich reden. Ich stand hilflos davor, und je hilfloser ich war, umso wütender wurde ich. Und je wütender ich

wurde, umso mehr hatte ich das ungute Gefühl, dass das auch nicht in Ordnung wäre und ich irgendwie überreagierte.

Und nun stellte ich fest: Das ging auch anderen so. Es lag nicht nur an meiner persönlichen Beschränktheit. Das konnte einen schon aus der Fassung bringen. Ich war wirklich erleichtert.

Die jetzt so beliebte Pflegerin hatte ihr damals in Notwehr deutlich ihre Meinung gesagt, auch wenn meine Mutter sie nicht hatte hören wollen und nur ein bisschen bockig vor sich hingeschaut hatte. Aber zum Glück war sie nicht besonders nachtragend. Oft hatte sie Streitigkeiten schnell wieder vergessen und war gern bereit, miteinander da weiterzumachen, wo man vor dem Streit gestanden hatte. Hier war das offenbar auch so gewesen, denn immerhin war dieselbe Person jetzt zu ihrer Lieblingspflegekraft aufgestiegen.

Über Mutters Gesicht huschte ein Grinsen. Wer weiß, ob sie sich erinnert hatte, auf jeden Fall wirkte sie nun ziemlich wach. Nach der Umlagerungsprozedur, für die noch Unterstützung kam, blieben wir allein zurück.

Meine Mutter freute sich offensichtlich, mich zu sehen, und nahm die getränkten Schaumstoff-Lollis gern von mir an. Bis ihr wieder einfiel, dass sie doch lieber aus der Schnabeltasse trinken wollte. Wenn schon, denn schon.

Dadurch gestärkt kam sie auf das Thema vom Vortag zu sprechen: »Krankenkommunion.« Sie brauche die Krankenkommunion.

»Die hast du gestern schon bekommen«, erinnerte ich sie, aber meine Mutter war nicht überzeugt.

»Nein, die habe ich noch nicht bekommen. Ich brauche die noch, die Krankenkommunion.« Ich erklärte ihr, dass der Altenheim-Pastor abends noch bei ihr gewesen war und wir uns zu dritt, mit Daniel, die Hostie geteilt hatten. Meine Mutter schaute sehr skeptisch. Sie verdächtigte mich vermutlich, dass ich sie anschwandelte, auch wenn sie sich keinen Reim darauf machen konnte, was ich damit bezweckte.

Aber im Moment war sie zu weiteren Diskussionen nicht fähig. Ermattet ließ sie ihre Augen zufallen. Das war jetzt viel Beschäftigung auf einmal gewesen. Sie ruhte.

Das war ein neues, mir unbekanntes Tempo. So angenehm geruh-sam. Eigentlich war Mutter eher der ›Katastrophen-typ‹ gewesen. Immer gab es irgendeine aufregende Katastrophe selbst zu erleben, zu berichten oder zu bestaunen. Ich kenne niemanden, der das Wort ›Katastrophe‹ so oft benutzt hat wie sie. Jetzt war alles so gemäch-lich. Sie würde bald sterben, und das war nun offenbar so gar keine Katastrophe. Ich staunte. Entweder es fehlte ihr die Kraft oder die

Bereitschaft, sich aufzubäumen. Ob das halbe Jahr Warten auf das Ereignis die Vorbereitung gewesen war, die jetzt von Vorteil war?

Es klopfte an der Tür, Daniel war gekommen. Ohne seine Frau, die es sich bis zuletzt überlegt hatte, aber die ihre Angst vor dem Sterben nicht hatte bändigen können. Jedenfalls jetzt noch nicht. Daniel begrüßte seine Oma, die vorsichtig ein Auge öffnete, und setzte sich an den Platz vom Vortag. Ich fühlte mich so behaglich. Wie schön hier mit ihm zu sitzen.

Als meine Mutter so richtig realisiert hatte, dass Daniel jetzt auch da war, witterte sie erneut ihre Chance.

»Krankenkommunion«, wiederholte sie mit aller ihr noch zu Gebot stehenden Entschlossenheit. »Krankenkommunion.«

Sie hatte offenbar keinerlei Erinnerung an gestern. Dement war sie nie gewesen, nicht im Ansatz. Geistig hatte sie alles immer noch voll überblickt, nur der Körper machte einfach nicht mehr so mit. Jetzt schien sie die passende Stelle im Gehirn nicht finden zu können, an der dieser Moment von gestern Abend untergebracht war, bei dem ich solche Gänsehaut bekommen hatte. Das war auch neu, noch so ein erstes Mal.

Ich erklärte Daniel, dass ich sie nicht davon hatte überzeugen können, dass sie die lebens- oder vielmehr sterbenswichtige

Krankenkommunion gestern bekommen hatte. Mit seiner kräftigen, ruhigen Stimme wiederholte der Enkel noch mal all das, was ich auch schon vorgebracht hatte, aber auf Anhieb wich ihre Skepsis nicht. Immerhin schafften wir es schließlich gemeinsam, mit jedem neuerlichen Durchgang unseres immer gleichen Berichts, dass sie sich beruhigte, und am Ende schien sie uns zu glauben. Sie ließ das Thema fallen. Ich weiß nicht, ob wir sie überzeugt haben, aber jedenfalls schien sie diese Sorge ab da nicht mehr zu quälen.

Es dauerte nicht lange, bis mein Mann dazu kam, der den Wochenendeinkauf übernommen hatte.

Das Familienwochenende konnte seinen Lauf nehmen. Am frühen Nachmittag war auch mit David zu rechnen, der aus der Schweiz anreisen wollte, mit Zwischenlandung in Hamburg, dann von Düsseldorf aus mit dem Zug und den Rest als Fußweg. Mutter freute sich, das zu hören. Die Familie würde heute zusammenkommen.

Meine Mutter war immer ein Familienmensch gewesen. Sie stammte aus einer großen Familie, die zusammenhielt und für sie so wichtig war, und sie hätte gern selbst mit meinem Vater eine größere Familie gehabt. Das hatte leider nicht geklappt, aber wenigstens ihre kleine Familie würde sich heute um sie versammeln.

Im Gegensatz zu ihrem desolaten Zustand im Krankenhaus blühte sie nun ein bisschen auf.

Sie, die als Älteste auf dem Bauernhof immer alle Fäden in der Hand gehabt hatte und deren zweiter und dritter Vorname Verantwortung und Kontrolle lauteten, hatte für heute offenbar einen Plan. Obwohl oder gerade weil sie so ersichtlich mit dem nahenden Tod im Reinen war, wollte sie alles noch einmal durchgehen und kontrollieren, ob es auf einem guten Weg sei. Das längst verkaufte Haus, für das wir unser jetziges Wohnhaus gekauft hatten, fiel ihr ein, und sie wollte wissen, wie es um das Haus stehe. Als ich es ihr erklärte, schien sie sich zu erinnern. Das Thema war damit abgehakt, es tauchte nicht wieder auf.

Im Gegensatz zu einem anderen Thema, das sie zwei Tage lang nicht losließ. »Da ist noch Geld auf meinem Taschengeldkonto. Nicht, dass das da bleibt. Hol das am besten gleich ab.«

Das war nun am Wochenende nicht möglich, aber ich versprach ihr, es am Montagmorgen sofort als Erstes zu erledigen.

Mutter war ganz unglücklich. Was für ein Tag denn jetzt sei, wollte sie mit schleppender Stimme und gerunzelter Stirn wissen.

Samstag.

Woraufhin sie jede halbe Stunde nachfragte, welchen Tag wir jetzt

hätten. Und dann die enttäuschte Reaktion: »Immer noch Samstag?« Sie traute der Sache nicht. In ihrer Not wandte sie sich an ihren Enkel: »Daniel, erinnere du die Mama, die vergisst das.«

Eigentlich bin ich nicht dafür bekannt, dass ich unzuverlässig im Umgang mit Geld wäre, und meine Mutter hat da früher auch nie irgendwelche Bedenken gehabt. Aber jetzt schien ihr das ein solches Herzensanliegen, dass sie mir in ihrer Not echt leidtat. Beim nächsten Erscheinen einer der vertrauten Pflegerinnen berichtete ich ihr von der Bredouille meiner Mutter, und sie gab daraufhin ihr Bestes, sie zu beruhigen. Ihre Tochter werde auf jeden Fall das Taschengeld bekommen, da brauche sie sich ganz bestimmt keine Sorgen machen.

Mutter sah ein, dass sie an dieser Stelle nicht weiterkommen würde. Notgedrungen wandte sie sich einem anderen Thema zu. Sie wollte wissen, wo denn ihre Maria sei. Also das von ihrer Mutter als Gobelin gestickte Marienbild, das, seit ich mich erinnern kann, über dem Ehebett gehangen hatte und seit dem Umzug ins Altenheim neben ihrem Pflegebett. Ein Marienkopf unter einem blauen Schleier in einem Sechziger-Jahre-Bilderrahmen. Da ihr Bett umgestellt worden war, konnte sie das Bild nicht mehr sehen und vermisste es.

Das war nun der Einsatz für den besten aller Schwiegersöhne. Meine Mutter war immer sehr stolz auf ihre Familie, und dazu gehörte natürlich auch mein Mann. Mit einer Freundin befand sie sich geradezu in einem Wettbewerb darüber, wer den besseren Schwiegersohn hätte; beide Frauen waren von ihrem eigenen sehr überzeugt. Meine Mutter musste zwar zugeben, dass der andere Schwiegersohn auch sehr patent war, aber insgeheim war sie doch davon überzeugt, dass sie es schwiegersohnmäßig am besten getroffen hatte.

Der mutmaßlich beste Schwiegersohn bot ihr an, das Marienbild an die gegenüberliegende Wand zu hängen, und dann gleich so hoch, dass sie es im Liegen gut sehen könne.

Das ließ sich auch leicht umsetzen. Denn selbstverständlich hatte meine Mutter vor Jahren Handwerkszeug mit ins Altenheim genommen, da sie doch Selbstständigkeit so liebte, und daher fanden sich Hammer und Nägel in ihrem Nachttisch. Nachdem sie die Position abgesegnet hatte, schlug mein Mann den Nagel in die Wand und hängte das Bild auf. Über das Ergebnis war meine Mutter sichtlich begeistert. So gehörte das. Auch ihr Mann hatte seine letzten Wochen im Pflegebett mit Blick auf ein Madonnenrelief verbracht. Das war Tradition.

Wir beteten gleich mit ihr einige »Gegrüßet seist du Maria«, gelegentlich unterbrochen durch ein Vaterunser.

Ich habe nie zuvor so viele traditionelle Gebete gesprochen wie in dieser Zeit am Sterbebett meiner Mutter.

Ich war in der katholischen Kirche aufgewachsen, und das Ursulinen-Gymnasium hatte ich ausgesprochen gern besucht. Eine richtig gute Katholikin ist aus mir trotzdem nicht geworden. Dazu war mein Interesse an der Gemeinsamkeit der Religionen und spirituellen Traditionen viel zu groß, und jede einzelne Religion für sich kam mir ein bisschen eng vor.

Aber das hier war die Sterbebegleitung für meine Mutter, und zu meinem Erstaunen stellte ich fest, wie sehr ich die traditionellen Gebete plötzlich mochte. Fast wie ein Halteseil, an dem ich mich entlangtasten konnte, wenn ich gerade nicht recht weiter wusste. Eines der Gebete passte im Zweifelsfall immer.

Meiner Mutter taten die Gebete gut, das war klar. Für sie war die kirchliche Anbindung nicht etwas gewesen, das man formell beibehält, sondern ein wirklich zentraler Wert. Sie machte da nicht nur mit, weil es alle taten, auch wenn das für sie zeitlebens ein wichtiges Argument war. Dass alle das so machen oder dass niemand so

unordentliche Rasenkanten hatte wie wir, das waren bei meiner Mutter beliebte Argumente, und ich persönlich konnte diese ›alle‹ und diesen ›niemand‹ irgendwann nicht mehr ausstehen.

Was die Religion betraf, da hatte ich auf jeden Fall den Eindruck, dass meine Mutter ganz fest auf das vertraute, was ihr als ihr Glaube mitgegeben worden war. Daraus hat sie immer wieder Kraft geschöpft. Das ging weit über ihre Anpassung an die Autorität von ›allen‹ oder ›niemandem‹ hinaus.

Je weniger sie sich aktiv an den Gebeten beteiligen konnte, umso mehr hatte ich das Bedürfnis, es für sie zu tun. Vor allem das Mariengebet habe ich immer wieder laut für sie gesprochen. Wusste ich doch, welche herausragende Rolle gerade die Marienverehrung in ihrem Leben gespielt hatte.

Ich habe dieser Verehrung übrigens meinen Vornamen zu verdanken. Auch wenn es letztlich ein Kompromiss wurde zwischen dem für meine Mutter einzig in Frage kommenden Frauennamen und dem Wunschnamen meines Vaters, der Annette war. Der Kompromiss, also ich jetzt, hieß dann Marianne.

Meine Mutter betete natürlich den Rosenkranz und pilgerte mit ihren Schwestern und später mit der Pfarrgemeinde – da sogar mit

dem besten aller Schwiegersöhne – nach Lourdes.

Den größten Eindruck hat auf mich aber gemacht, was meine Mutter in der letzten Zeit der Pflege meines an Parkinson erkrankten Vaters berichtet hat, als sie vollkommen verzweifelt war, weil für sie ein Abgeben ihres Mannes ins Pflegeheim unvorstellbar und sie gleichzeitig am Ende ihrer Kräfte war. Dazu war sie im Krankenhaus noch mit der professionellen Einschätzung konfrontiert worden, dass sie das nicht mehr zu Hause begleiten könne. Das sei einfach nicht mehr möglich. Mein Mann und ich waren davon schon länger überzeugt, aber alle Versuche, auch nur über eine Tagesbetreuung nachzudenken, waren auf ihren erbitterten Widerstand gestoßen. Das wäre Abschieben, und Abschieben kam nicht infrage.

In dieser Notlage im Krankenhaus hatte sie erst eine Sozialarbeiterin getröstet, die sie weinend am Fenster hatte stehen sehen, und die ihr etwas von Pflegediensten und was man noch alles tun könnte gesagt hatte. So weit war meine Mutter da immerhin, dass darüber gesprochen werden durfte, ohne dass sie es gleich komplett abwimmelte wie bei unseren bisherigen Versuchen. Und dann sei sie in der Kirche gewesen, und die vertraute Marienstatue dort hätte plötzlich ganz rot leuchtende Augen gehabt und ihr »wie

zugezwinkert. Für meine Mutter war es das feste Versprechen, dass sie ihr helfen und alles doch noch gut ausgehen würde.

Meine Mutter war zwar manchmal etwas dramatisch in ihrer Art, aber niemals hatte sie zu Halluzinationen geneigt. Von daher beeindruckte mich ihre tiefe Sicherheit, die sie plötzlich empfand, und die sie über die verbleibenden knapp zwei Monate hinweg tragen würde. Tatsächlich fanden sich in der Folge eine Menge günstiger Fügungen ein, die man so nicht hätte erwarten können, und am Ende behielt sie recht. Mein Vater starb zu Hause, im Beisein von Frau, Tochter, Schwiegersohn und weiteren Verwandten.

Sein Pflegebett stand in dieser Zeit mitten im Wohnzimmer, der Tropf war am Kronleuchter aufgehängt, der seit der Eheschließung meiner Eltern in den Fünfzigerjahren ihr Wohnzimmer beleuchtete, und am Fußende hing die Maria an der Wand. Morgens und abends kam der Pflegedienst, ansonsten kümmerte sich meine Mutter. Ich begrenzte meine Berufsarbeit auf vormittags und war nach dem Mittagessen für den Rest des Tages bei meinen Eltern oder übernahm Besorgungen für sie. Es war eine intensive, erstaunlich lebendige Zeit, die ich nicht missen möchte.

Schon damals hat uns geholfen, dass es in der Familie eine gute Vorerfahrung mit dem Sterben gab. Über die letzten Stunden

meiner Großmutter habe ich berührende Berichte gehört und werde später noch davon erzählen.

Meine Mutter sagte damals: »Wenn man das miterlebt hat, kann man sich vor dem Tod nicht mehr fürchten.«

Der Tod hatte also einen relativ guten Ruf in unserer Familie. Und er fand bei uns mitten im Leben statt, nicht irgendwo abseits von allem.

Ich bin in einer Zeit aufgewachsen, in der der Tod im Allgemeinen immer mehr zur Tabuzone wurde. Man starb im Krankenhaus, mit Sterben wollte man in der Öffentlichkeit nicht mehr so gern konfrontiert werden. Je weiter der Tod aus dem Leben entfernt wurde, umso bedrohlicher wurde er, so scheint mir das jedenfalls. Denn wenn wir mal ehrlich sind, dann ist uns allen klar, dass er auf uns und alle unsere Lieben zukommt, egal, wie sehr wir uns vor ihm verstecken wollen. Er findet uns. Ich bin so froh, dass ich aus der eigenen Familie noch etwas von der Tradition mitbekommen habe, bei der Sterben zum Leben gehört. Wir dürfen diese Zeit mit allen Sinnen erleben und allen Gefühlen, die dazu gehören. Mit allen!

Meine Eltern waren immer sehr gastfreundlich gewesen, hatten sich über Besuch gefreut und spontan vorbeikommende Bekannte in die Gartenlaube gelockt, auf ein großes Eis mit Sahne und

Schokostreuseln oder ein Bier. Gäste waren immer gern gesehen.

Warum sollte sich das ändern, nur weil mein Vater im Sterben lag? Meine Mutter freute sich über jeden Besucher, und ich glaube, mein Vater freute sich auch. Es gab unerschöpfliche Vorräte an eingefrorenem selbst gebackenen Pflaumenkuchen in der Tiefkühltruhe im Keller und selbst gemachten Eierlikör dazu. In meiner Erinnerung sehe ich mich oft mit Gästen im Wohnzimmer am Sterbebett sitzen und Pflaumenkuchen mit Sprühsahne essen.

Mir fällt gerade eine meiner Lieblingsszenen aus dieser Zeit ein: Eine der Pflegerinnen war verzweifelt, weil sie einen Schlüsselbund mit wichtigen Schlüsseln verloren hatte. Von etlichen Leuten, die sie pflegte, hatte sie die Schlüssel, um in die Wohnungen zu gelangen. Einer davon gehörte zu einer Schließanlage, und wenn dieser Schlüssel verloren bliebe, das war ja gar nicht auszudenken. Die Pflegerin war wirklich in Not und tat uns entsprechend leid.

Das war ganz klar ein Einsatz für meine Mutter. Wusste sie doch genau, wer in solchen Fällen der Ansprechpartner war, der heilige Antonius nämlich. Und da sie immer schon gern Aufträge verteilt hatte – die Älteste vom Bauernhof, Sie erinnern sich – verteilte sie nun sogleich einen Auftrag.

Sie schüttelte meinen Vater, der zu der Zeit schon reglos und nicht

mehr zum Sprechen oder Essen in der Lage auf seinem Pflegebett lag, und redete eindringlich auf ihn ein: »Hannes, du hast doch jetzt Zeit, sprich du doch mal mit dem heiligen Antonius, dass der sich um die Schlüssel kümmert. Die sind doch so wichtig!«

Höchstens eine Stunde später rief eine glückliche Pflegerin an. Sie hatte den Schlüsselbund im Auto im Spalt zwischen Tür und Fahrersitz gefunden. Sie bedankte sich aufrichtig und fand, meine Eltern müssten unbedingt sofort, noch vor ihrem nächsten Pflegeeinsatz, von der zeitnahen Gebetserfüllung erfahren. Natürlich hat meine Mutter es ihrem Mann sofort weitergesagt. Und ein weiteres Mal fühlte sie sich darin bestätigt, dass das mit dem Heiligen Antonius eine nahezu todsichere Sache war. Es war auch wirklich verblüffend, was der unter ihrer Vermittlung zuwege brachte.

Einmal hatte ich den kompletten Schlüsselbund irgendwo ums Haus herum verloren und es war kein gutes Gefühl, dass ein womöglich nicht so ehrlicher Finder damit ins Haus käme und auch noch Zugriff auf mein Auto hätte. Kaum hatte meine Mutter nach meinem Besuch bei ihr den Heiligen Antonius informiert, da kam ich auf die Idee, den Salbeibusch ein klein wenig zurückzuschneiden, was den Blick auf den offenbar dort aus meiner Tasche gefallenen Schlüsselbund freigab.

Oder noch verblüffender die Situation, als mein Mann jede Hoffnung aufgegeben hatte, seine Brieftasche mit Geld und sämtlichen Papieren wiederzufinden, aber trotzdem beim Altenheimbesuch meine Mutter um ihre Hilfe bat. Sie ließ sich die Antonius-Figur samt zugehörigem Gebetstext von ihrer Kommode bringen, und während sie konzentriert, mit dem Antonius vor sich, das Gebet laut vorlas, schaute ich in das ungläubige Gesicht meines Mannes, der noch während des Gebets in einer ihm bis dahin unbekanntem Tasche seiner neuen Jacke ganz unten am Saum etwas Hartes bemerkte, das sich bei näherer Überprüfung als seine Brieftasche herausstellte.

Vielleicht kann ein Neurobiologe das wissenschaftlich erklären, meiner Mutter reichte da jedenfalls ihr Glaube. Und wir waren immerhin durch die praktische Erfahrung in unserer wissenschaftlichen Weltansicht so weit erschüttert, dass wir besagten Antonius schließlich für alle Fälle mit zu uns nach Hause genommen haben, wo er jetzt neben dem Gips-Jesus steht, den ich von einer alten Tante geerbt habe, und der mich, weil ich früher oft bei ihr gewesen war, seit meiner Kindheit begleitet hatte. Die beiden wohnen jetzt gemeinsam auf einer Fensterbank im Hausflur.

Es war damals in den letzten Wochen meines Vaters bis zu seinem

Tod alles unerwartet gut ausgegangen, mit hilfreichen Verwandten und guten Ärzten.

Und mit Blick auf die Madonna.

Der war für meine Mutter jetzt auch gesichert.

Die Maria hing etwa eine Viertelstunde an ihrem neuen Platz, als es klopfte und der andere Enkel im Zimmer erschien. Und das sollte für dieses Wochenende dann das neue Marienwunder für meine Mutter werden, an dem ihr Schwiegersohn einen großen Anteil hatte. Meine Mutter beschloss, dass das ein Wunder war, und also war es auch eins.

Unzählige Male bedankte sie sich an diesem Wochenende bei ihrem Schwiegersohn, der die Maria aufgehängt hatte, und dann sei dadurch gleich ihr Enkelsohn aus dem Ausland erschienen. Der Schwiegersohn habe die Familie damit zusammengebracht.

Meine Mutter war glücklich und ich auch. Wir leben ja alle etwas verstreut, und so ein Familienwochenende ist dann immer etwas Besonderes. Dieses war das Besonderste von allen.

Ich saß mit meinem Mann an einer Seite des Bettes, an der anderen die beiden Enkel. Das erste Mal in ihrem Leben wurde meine Mutter vierhändig gestreichelt. Und sie genoss es in vollen Zügen.

Oft hatte sie davon erzählt, dass sie sich als ältestes Kind auf dem Bauernhof so ungeliebt gefühlt habe. Sie hatte immer gedacht, dass sie keiner lieb habe. Deshalb war sie dazu übergegangen, ganz viel für andere zu tun, in der Hoffnung, dafür dann doch noch gemocht zu werden. Und nun lag sie einfach da und genoss. Vier Hände waren lieb zu ihr, ohne dass sie jetzt noch irgendetwas dafür tun musste.

Es waren für uns alle wohlige Momente. Jeder tat, was er gut konnte. Daniel mit seiner klaren Stimme, die die Oma am besten verstand, sprach sie immer mal wieder laut und jede einzelne Silbe betonend an, David hüllte sie mit seiner stillen Zärtlichkeit ein, mein eher zurückhaltender Mann verbreitete seine ansteckende Ruhe, und ich behielt den Überblick über die Situation und übernahm mehr oder weniger die Regie.

Man kann es nicht leugnen: Bei aller Verschiedenheit zwischen uns bin ich doch die Tochter meiner Mutter.

Wenn ich an diesen Tag zurückdenke, hat er viel von den Tagen, an denen wir am Sterbebett meines Vaters saßen und dort eine neue Art von ›normalem Leben‹ führten. Mit Lachen und Weinen, Erinnerungen und Besuch, Pflaumenkuchen und Eierlikör. Hier im Altenheim war es nun ganz ähnlich, nur ohne Eierlikör.

Passend dazu kamen an diesem Tag zwei Cousinen vorbei, die einen besonderen Draht zu meiner Mutter hatten. Die eine hatte sie hier oft mit ihrem Mann besucht, die andere war auch manchmal bei ihr gewesen und hatte uns damals beim Sterben meines Vaters bis zuletzt intensiv begleitet. Für mich, das Einzelkind, war das so eine Erleichterung gewesen, die immer vermisste Schwester wenigstens in Form einer Cousine als Unterstützung dabeizuhaben. Das hat mir so gutgetan und ich habe es nie vergessen.

Egal, von welcher Seite ich auf diesen Tag bei meiner Mutter blicke: Immer sehe ich einen schönen Tag mit Freundschaft, Nähe und Ausgesöhntsein.

Aus Büchern weiß ich, dass Sterben in Phasen verläuft. Fünf Phasen werde oft beschrieben: Nichtwahrhabenwollen, Zorn – warum ich? –, Verhandeln – kann ich nicht vorher wenigstens noch dieses oder jenes erleben? –, dann Depression und schließlich, zu guter Letzt, die Zustimmung.

Bei meiner Mutter war da vom ersten Moment an nur Zustimmung. Phasen des Haderns hatte sie anscheinend alle viel früher durchgemacht, weil sie andauernde Einschränkungen durch Krankheit nicht wahrhaben oder akzeptieren wollte. Als das Sterben anstand, gab es all diese Auflehnung nicht mehr. Es ging ja schließlich um etwas, das

sie sich so lange gewünscht hatte. Und auch als es dann akut wurde, rückte sie nicht davon ab. Da war kein Zweifel spürbar und kein Wunsch, noch irgendetwas vorab zu erledigen, abgesehen von der Krankenkommunion zu Beginn, die sie bekommen hatte, und der Sicherstellung ihres letzten Geldes für ihre Familie.

Die Gäste, die sich an ihrem Sterbebett heute eingefunden hatten, bekamen Kaffee, der uns vom Haus vorbeigebracht worden war, und Kekse gab es auch noch reichlich. Meine Mutter nahm ihren Nachmittagskaffee zu sich und war nun wieder fit für eine kleine Ansprache vor einer größeren Zuhörerschaft. Sie nahm ihre Danksagungen wieder auf, mit denen sie schon mehrfach begonnen hatte.

Es erinnerte mich an die Erzählungen über das Sterben meiner Oma, die morgens darum gebeten hatte, dass alle Kinder kommen sollten. Nach der Arbeit würde reichen, es war nicht Omas Art, Umstände zu machen. Als alle sechs Kinder samt Schwiegerkindern eingetroffen waren, soll Oma sich bei jedem Einzelnen bedankt haben und dann in ihrem Beisein friedlich eingeschlafen sein.

Das war heute Mutters Programmpunkt. »Ich bedanke mich bei meinem Schwiegersohn, der die Maria aufgehängt hat und damit die Familie zusammengebracht hat.« Es folgten Danksagungen an die Enkel, aber immer wieder schnurrte die Litanei zurück zu dem

Dank an den wunderbaren Schwiegersohn, der mit seiner Heldentat die Familie gerettet hatte. Mir fiel auf, dass ich in der Dankesrede den ganzen Tag über nicht vorkam.

Vielleicht gab es doch noch ein paar unausgesprochene Sachen, die im Wege standen. Einen kleinen Stich gab mir das schon. Aber die ganze Atmosphäre war so entspannt und harmonisch, dass ich mir schließlich lächelnd dachte: Alle diese wunderbaren Männer waren durch mich in ihr Leben gekommen, wenn das mal kein Kompliment war. Man kann die Dinge halt oft aus verschiedenen Werten sehen, und wenn es eine gibt, die wohltuender ist als die andere, warum dann nicht die nehmen?

Der Schwiegersohn mit der Maria blieb der Running Gag des Tages, auch nachdem die Cousinen wieder gegangen waren. Da mein Mann von uns allen derjenige ist, der mit übermäßigem Lob die meisten Probleme hat, entbehrte die Situation nicht der Komik. Manchmal kam meine Mutter nicht mal bis zur Danksagung an den jüngeren Enkel, schon begann wieder die Schleife mit dem Schwiegersohn.

Schließlich saßen wir alle nur noch lachend und glucksend ums Bett, während Daniel zu seinem Stiefvater sagte: »Ja, da musst du jetzt durch.«

Meine Mutter erinnerte sich wieder an das leidige Geldthema. Nachdem sie zum x-ten Mal enttäuscht zur Kenntnis genommen hatte, dass immer noch Samstag war, fiel ihr ein, dass sie noch Geld in einer Weste im Schrank hätte. Sie gab genaue Anweisungen, mit deren Hilfe tatsächlich in einer Tasche der beschriebenen Weste ein Fünfeuroschein gefunden wurde. Endlich kamen wir der Klärung des Finanziellen näher. Meine Mutter war sichtlich zufrieden. Dieses Geld sollten die Enkel an sich nehmen.

Es fiel der Beschluss, dass sie sich dafür in der Cafeteria Kuchen holen würden. Ein letztes Mal versorgte Oma, die dafür immer so gern zuständig gewesen war, ihre Enkel, die nun mit ihren Kuchentellern bei ihr am Bett saßen.

Ich selbst war früher ein Ausfall in Sachen Backen gewesen. Erst als wir schließlich auf dem Land lebten, entdeckte ich späterberufen noch das Backen und verarbeitete Pflaumen und Äpfel von den eigenen Obstbäumen blechweise zu Obstkuchen. Was nicht direkt verzehrt werden konnte, lagerte wie früher bei meiner Mutter in der Tiefkühltruhe und hielt bis zur neuen Obsternte vor.

Als die Kinder klein waren, war ich davon noch weit entfernt. Geburtstagskuchen für die Kinder stellte damals die Oma. Sie

konnte viele sehr leckere Kuchen backen, für diesen Zweck musste es aber immer der Schokoladenkuchen mit gehackten Nüssen und grob gehackten Schokoladenstücken sein. Und natürlich Geburtstagskerzen obendrauf. Der Kuchen wurde zu ihrer Spezialität und gewann mit der Zeit an Höhe. Sie kam auf die Idee, ihn um eine zweite Etage zu ergänzen, auf die die Geburtstagskerzen kamen. Zeitweilig, als die Kinder noch jünger waren, gab es eine Phase mit einer Verzierung des Geburtstagskuchens aus bunten Smarties, später wechselte sie zu dezenteren Schokolatern.

Oma nahm noch einmal einen Kontrollgang durch die Familie vor. Nachdem das Schicksal des Hauses abgehakt war, ließ sie sich erklären, was ihre Enkel jetzt beruflich genau machen würden.

»Viel Glück, David«, grinste Daniel. Von theoretischer Physik hatte die Oma in ihrer Volksschulzeit noch nie etwas gehört, aber die Erklärungen des Enkels fielen offensichtlich zu ihrer Zufriedenheit aus. Sie speicherte ab: Die Enkel, die sie mitbetreut hatte, waren beide in Lohn und Brot, und sie musste sich keine Sorgen um sie machen.

Während wir so dasaßen und meine Mutter von all ihren Besonderheiten kleine Kostproben gab, und das so verblüffend und dramatisch, als ob Sterben eine Selbstverständlichkeit wäre,

kamen wir ins Geschichtenerzählen.

Weißt du noch? Was da und da genau passiert ist? Und was für lustige Wortschöpfungen Oma doch immer kreiert hat? Wenn der ›Revisor‹ fürs Fernsehen, wie sie den Receiver nannte, mal wieder nicht funktionierte und der große Enkel ihn neu programmieren musste, oder wenn sie zur Agave-Feier ins Pfarrheim ging. Sie war ja nun mal Gartennärrin und Agaven gediehen bei ihr wie jede andere Pflanze sehr gut. Agavenpflanze und Agave-Feier im Pfarrheim nach der Abendmesse vermischten sich bei ihr ganz zwanglos.

Und als ihre Enkel schon vor Einführung der großen LAN-Partys anfangen, sich mit Freunden zu ›Netzwerknächten‹ zu treffen, da fand ein neues Wort in den Sprachgebrauch meiner Mutter: die ›Mehrzwecknacht‹ in Anlehnung an die benachbarte Mehrzweckhalle bei der Grundschule, in der Feste gefeiert wurden. Bereitwillig fuhr sie ihre Enkel mit ihrem Mazda zu so einer Mehrzwecknacht, wenn ich verhindert war. Die schweren Monitore und Tower konnten ihre Enkel ja schon selbst ins Auto und in die jeweiligen Wohnungen wuchten. Da wurden dann die Computer miteinander vernetzt, was manchmal Stunden dauerte, bis man sich dem eigentlichen Zweck der Mehrzwecknacht widmen konnte, nämlich dem gemeinsamen Computerspiel.

Während meine Mutter vor sich hindämmerte, ergingen wir uns in solchen Erinnerungen, bis sie wieder am Geschehen teilnahm.

Das kam uns ganz normal und natürlich vor, denn so kannten wir es schon lange. Meine Mutter war schwerhörig, und obwohl sie ausgezeichnete Hörgeräte hatte, war sie in Gesellschaft mehrerer Leute manchmal einfach überfordert, schaltete dann innerlich ab, schien es aber zu mögen, trotzdem dabei zu sein. Irgendwann raffte sie ihre Konzentration wieder zusammen und nahm erneut am Gespräch teil. Das war jetzt nicht viel anders.

Wenn sie gerade wieder mehr bei uns war, setzte sie ihre Dank-sagen fort. Uns fiel dann auch ein, was sie alles für ihre Familie getan hatte, und die Dankeschöns huschten in beide Richtungen hin und her.

»Du hast doch auch so viel für uns gemacht«, erinnerte Daniel sie, wenn sie fassungslos war, dass wir uns um sie kümmerten, obwohl sie sich gar nicht mehr dafür revanchieren konnte.

Was nicht einmal stimmte. Denn dass wir diese Zeit auf diese Weise mit ihr verbringen konnten, das fühlte sich schon damals, nicht erst in der Rückschau, so kostbar an. Ein Geschenk, das bleiben würde. So viel kann ich heute mit Sicherheit sagen.

Immer mal wieder flossen bei uns die Tränen, während sie so

gelassen und zufrieden da lag. Ich freute mich, dass meine Söhne weinen dürfen und nicht mehr aus der Generation stammen, in der das Frauensache war. Es waren keine verzweifelten Tränen. Lachen und Weinen lagen an diesem Tag ganz nah beieinander, die Grenzen verschwammen wie Aquarellfarben, die ineinanderfließen.

So leicht kann das also gehen. Hatten wir nicht mal die üblichen Mutter-Tochter-Probleme gehabt? War da nicht was gewesen? Irgendwo, Lichtjahre weit entfernt? Worum ging es da überhaupt? Und warum macht man sich das Leben eigentlich unnötig schwer? Während ich hier so saß, leuchtete mir gerade nichts mehr davon ein.

Noch eine letzte Sache klärte meine Mutter an diesem Tag. Ihr Kreuz. Wo war ihr Kreuz? Wir hatten Glück, David fand es auf Anhieb in der Schublade ihres Nachtschränkchens. Sie ließ sich ihre Kette mit dem Kreuz umlegen, umfasste es mit beiden Händen und würde es bis zuletzt nur noch loslassen, wenn irgendwelche Pflegehandgriffe das unbedingt erforderten.

Meine Mutter hatte keinen besonderen Sinn für Schmuck, im Gegensatz zu ihrem Mann, der ihr gern schöne Schmuckstücke geschenkt hatte. Die trug sie dann und war immer am Boden zerstört,

wenn wieder etwas verloren gegangen war. Das meiste davon brachte ihr zwar der dafür zuständige heilige Antonius zurück, wenn sie zu ihm betete, aber immer klappte das auch nicht.

Ins Altenheim hatte sie nur noch wenig Schmuck mitgenommen, und das Wichtigste, das sie in den letzten Jahren täglich trug, war das Holzkreuz aus Olivenholz, das aus Bethlehem stammen sollte. Sie hatte sich riesig gefreut, als eine Studienkollegin ihres jüngeren Enkels es ihr geschickt hatte als Dankeschön für das alljährliche Paar bunter Wollsocken zu Weihnachten. Ich glaube, es war eines der schönsten Geschenke, die sie jemals bekommen hat. Sie trug es von Anfang an häufig, im Altenheim schließlich jeden Tag. Ohne das Kreuz fühlte sie sich zuletzt unvollständig. Es gehörte einfach zu ihr.

Mit dem Kreuz in der Hand nickte meine Mutter am Abend beruhigt ein. Es sah so aus, als ob unser Einsatz für diesen Tag zu seinem natürlichen Ende gekommen war.

Daniel machte sich als Erster auf den Weg. Er würde die mitgenommene Arbeit von Freitag noch erledigen müssen und es schien im Moment nicht wichtig, dass wir noch alle gemeinsam bei ihr saßen. Für heute schien das Kontaktbedürfnis meiner Mutter gesättigt. Sie zog sich in sich selbst zurück. Sie würde uns schon zeigen, wann sie uns brauchte und wann nicht.

Bald nach Daniel führen auch wir mit dem jüngeren Sohn in die Gegenrichtung nach Hause und ließen den Tag bei einem gemeinsamen Abendessen noch einmal Revue passieren.

In solchen Situationen fühlt es sich für mich so gut an, eine Familie zu haben. Und wenn ich keine hätte, dann hätte ich mir sicher stattdessen eine Wahlfamilie gesucht. Ich fühlte mich gerade gut aufgehoben.

Wenn Sie weiterlesen wollen ...



Als die 91-jährige Josefine erfährt, dass die Ärzte nichts mehr für sie tun können, ist ihr das recht. Jahrelange Pflegebedürftigkeit hat die einst so tatkräftige Frau an ihre Grenzen gebracht. Überraschend einverstanden und zufrieden schließt sie ihr Leben ab, begleitet von Familie und Freunden. Ihre Tochter Marianne beschreibt diese letzte Phase mit Humor, viel Liebe und einem zärtlichen, aber auch kritischen Blick auf den gemeinsamen Lebensweg und die nicht immer nur einfache Mutter-Tochter-Beziehung. Und stellt dabei fest: Bis zuletzt ist noch so viel Heilung möglich. Am Ende ist es ein gnädiges, versöhntes Sterben für »Fine« und auch Marianne geht gestärkt aus dieser Erfahrung hervor.

Ein tröstlicher, sehr persönlicher Ratgeber einer Psychologin über den Tod mit wissenswerten Fakten rund um die Themen Palliativversorgung, Sterbeprozess, Bestattung und Trauer.

ELF TAGE UND EIN JAHR

ÜBER DAS ABSCHIEDNEHMEN VON MEINER MUTTER

MARIANNE NOLDE

Taschenbuch ISBN 978-3-948063-25-2

eBook ISBN 978-3-948063-26-9

Hörbuch ISBN 978-3-948063-27-6 in Kürze erhältlich.



Mehr Lesestoff
von





PRIVAT.

Ein langer Weg.



Als ich aus der Zeit fiel

ISBN: 978-3-948063-11-5 Preis: 13,90 €

Zehn Jahre Albtraum. Zehn Jahre voller Ängste. Eine Krankheit, bei der das ganze Leben aus den Fugen gerät. Die Diagnose Schizophrenie verbreitet gemeinhin Schrecken, und das nicht ohne Grund. Jens Jüttner berichtet aus eigener langer Erfahrung über seine paranoide Schizophrenie. Offen erzählt er über seinen langen Weg mit vielen Tiefen, und wie er es am Ende geschafft hat, aus der Krankheit herauszufinden. Das Buch klärt auf, wirbt um Verständnis und will anderen Betroffenen und deren Umfeld eine Hilfestellung sein und Mut machen – informativ, emotional, spannend, authentisch geschrieben.

Als ich aus der Zeit fiel

**Mein Weg durch die
paranoide Schizophrenie**

Jens Jüttner

Taschenbuch. 138 Seiten. ISBN 978-3-948063-11-5

eBook ISBN 978-3-948063-12-2

Hörbuch ISBN 978-3-948063-16-0



LEBEN.

Bewegend und echt.



Sei tapfer im Leben

ISBN: 978-3-948063-22-1

Beginn der Reihe »Die Spuren der Kriegskinder«. Schauplatz Ludwigshafen/Rhein: Im Mai 1939 kommt Ilse Oehler zur Welt. Ihre ersten Lebensjahre: geprägt von Bombenangriffen, Fliegeralarm und Nächten im Bunker. Ihr Elternhaus: pflicht-beflissen und schweigsam. Und so beginnt für die lebenslustige junge Frau ein verzweifelter Kampf um Liebe, Anerkennung, Selbstbestimmung und ein bisschen Freiheit. Bis Ilse um sich herum eine Mauer aus Schweigen baut und die Katastrophe sich anbahnt. Ein beeindruckender historischer Roman, hervorragend recherchiert, mit vielen Originalunterlagen und Zeitungsberichten aus Ludwigshafen und Mannheim. Ein Schicksal, das exemplarisch ist für viele Kriegskinder und ihren traurigen Lebensweg. Und immer offen bleibt die Frage nach der Verantwortung...

Sei tapfer im Leben!

Die Spuren der Kriegskinder

Karin Lassen

Taschenbuch 408 Seiten ISBN 978-3-948063-22-1

eBook ISBN 978-3-948063-23-8

In Kürze auch als Hörbuch erhältlich.



SCHÖN.

Ein wundervoller Roman.

Wintertöchter. Die Gabe
Band 1 der Forstau-Trilogie

ISBN: 978-3-9817678-5-8 Preis: 13,90 €
Gesamtausgabe im Schuber Preis: 43,00 €

Band 1 der Forstau-Saga: Die Forstau – ein kleines, verborgenes Bergdorf am Fuße der österreichischen Tauern. Drei Frauen – Barbara, die selbstbewusste Hebamme. Ihre schwermütige Ziehschwester Marie und Anna, das Kind mit der besonderen Gabe, die sowohl Geschenk als auch Fluch bedeutet.

Sie stellen sich dem harten Leben in den Bergen sowie gegen althergebrachte Traditionen in einer männerdominierten Welt. Als Roman in Marias Leben tritt, scheint sich alles zum Guten zu wenden. Doch die Verbindung bringt weder Marie noch ihrer Tochter Glück ...

Wintertöchter. Die Gabe

Mignon Kleinbek

Roman

Taschenbuch. 355 Seiten ISBN 978-3-9817678-5-8

eBook ISBN 978-3-9817678-6-5

Hörbuch 978-3-948063-13-9



GEFÜHL.

Fesselnde Fortsetzung.

Wintertöchter. Die Kinder
Band 2 der Forstau-Trilogie

ISBN: 978-3-9817678-9-6 Preis: 13,90 €
Gesamtausgabe im Schuber Preis: 43,00 €

Band 2 der Trilogie: Die Forstau-Saga geht weiter. Eine Familie, zwei Höfe, drei Frauen. Liebe, Verlust und – unendlich viel Schweigen. Die Ehe der melancholischen Marie mit Roman Wojtek ist längst gescheitert. Hilflos muss Barbara Sittler zusehen, wie ihre Nichte Anna zusehends in seinen Bannkreis gerät.

Dann tritt Roman Wojtek auch ihr zu nahe und Barbara fasst einen entsetzlichen Entschluss. Die geheimnisvolle Gabe, das Erbe der Frauen ihrer Familie, erscheint als einziger Ausweg – doch sie hat ihren Preis ...

Wintertöchter. Die Kinder

Mignon Kleinbek

Roman

Taschenbuch. 342 Seiten ISBN 978-3-9817678-9-6

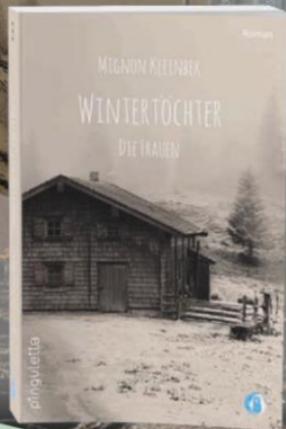
eBook ISBN 978-3-948063-00-9

Hörbuch 978-3-948063-14-6



FINALE.

Bewegender Abschluss.



Wintertöchter. Die Frauen
Band 3 der Forstau-Trilogie

ISBN: 978-3-948063-05-4 Preis: 17,90 €
Gesamtausgabe im Schuber Preis: 43,00 €

Zwei rätselhafte Tagebücher. Eine Niederschrift voll Leidenschaft, unendlichen Leids und einer Tat, die Leben zerstörte. Das Päckchen ohne Absender stürzt Helena und Christina in tiefe Verwirrung; wer ist die geheimnisvolle Anna und was hat es mit dem silbernen Medaillon auf sich? Die ungleichen Schwestern tauchen ein in die mysteriöse Geschichte ihrer Herkunft. Und nichts mehr in ihrem Leben bleibt, wie es war

Wintertöchter. Die Frauen ist das fulminante Finale der Wintertöchter-Trilogie. Eine Erzählung über starke Frauen, die ihr Vermächtnis über Generationen erhalten und weitergeben.

Wintertöchter. Die Frauen

Mignon Kleinbek

Roman

Taschenbuch. 480 Seiten ISBN 978-3-948063-05-4

eBook ISBN 978-3-948063-06-1

Unser Tipp: Die Trilogie gibt es als Gesamtausgabe im exklusiven Schuber. Und dies zu einem spannenden Preis!



GEHEIM.

Mysteriös schön.



Das geheime Kapitel

ISBN: 978-3-948063-030 Preis: 12,90 €

Manche Bücher bergen tödliche Geheimnisse.

Nur aus Neugierde experimentiert die unglücklich verheiratete Anna mit den magischen Rezepten aus dem Buch vom Dachboden. Die Zauberscheine wirken und sie schafft sich ein Problem nach dem anderen vom Hals. Lediglich die Geliebte ihres Mannes wird sie nicht los. Einer der Hofbewohner liegt plötzlich tot im Bett. Anna wird panisch: Hat sie ihren Schwager versehentlich vergiftet?

Ein Mann, zwei Frauen, zwei Perspektiven, ein Zauberbuch, ein Hof in der Fränkischen Schweiz und ein Mord sind die Zutaten, aus denen Mara Winter einen tödlichen Cocktail voller Überraschungen mixt.

Das geheime Kapitel

Mara Winter

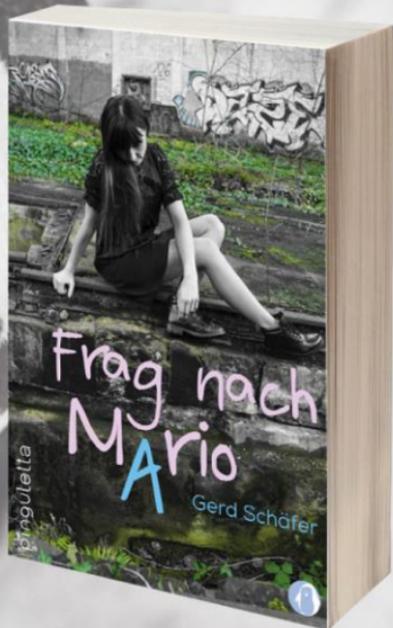
Roman

Taschenbuch. 223 Seiten ISBN 978-3-948063-03-0

eBook ISBN 978-3-948063-04-7

MARIO.

Reise zum Glück.



Frag nach Mario.

ISBN: 978-3-948063-09-2 Preis: 12,90 €

Mitte dreißig steckt Laura in einer Sackgasse fest: todunglücklich im Job, in der Beziehung, in ihrem ganzen Leben. Auf einer Dating-Plattform lernt sie Mario kennen. Bald merkt sie, dass alles anders läuft als geplant. Mario rüttelt an ihren festgefahrenen Mustern. Er schickt sie auf Reisen quer durch Europa, wo sie sich ihren tiefsten Ängsten stellen muss. Ist Laura stark genug, den Dämonen ins Gesicht zu blicken? Hat ihr das Leben nicht mehr zu bieten als nur Überstunden und einsame Zweisamkeit? Wartet irgendwo die große Liebe auf sie? Doch vor allem: Wer ist dieser geheimnisvolle Mario, der mehr über sie zu wissen scheint als sie selbst?

Folgen Sie Laura auf ihrem Seelen-Roadtrip.

Frag nach Mario

Gerd Schäfer

Eine Liebesgeschichte.

Taschenbuch. 240 Seiten. ISBN 978-3-948063-09-2

eBook ISBN 978-3-948063-10-8



Das Vermächtnis der Vier

ISBN: 978-3-948063-18-4

Preis: 14,00 €

Windemere. Geheimnisvoller Berg inmitten eines glitzernden Sees und Hauptstadt eines fantastischen Reichs. Tief in seinem Inneren birgt er ein uraltes Vermächtnis: Der Ewige will leben und sucht nach Verbündeten. Auf der Flucht vor Verrat, leistet Prinzessin Patrizia einen Schwur, der das Schicksal des Königreichs für immer verändern wird. Doch bei ihrer Aufgabe braucht sie dringend Hilfe. Der junge Schäfer Oni reist nach Windemere, um seine kleine Schwester zu retten. Eine freundliche Geste wird ihm zum Verhängnis. Er gerät in einen Strudel gefährlicher Ereignisse. Eine waghalsige Reise voller Abenteuer, Freundschaft und Hoffnung beginnt – in einem Land, in dem Magie verboten ist und die Götter auf ewig Wache halten.

Das ›Vermächtnis der Vier‹ ist der Beginn der WYN'D'MAER SAGA.

Das Vermächtnis der Vier

WYN'D'MAER SAGA

Christopher Tefert



Fantasy-Roman

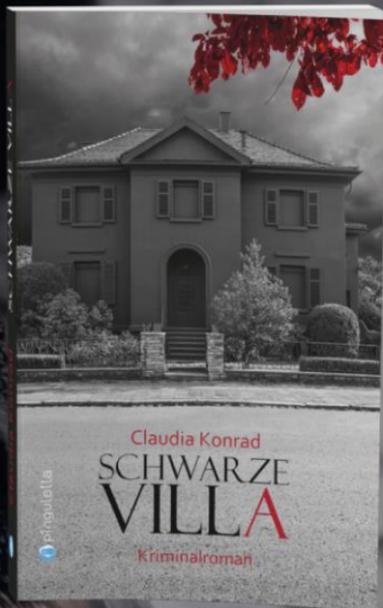
Taschenbuch. 253 Seiten ISBN 978-3-948063-18-4

eBook ISBN 978-3-948063-19-1

Hörbuch ISBN 978-3-948063-17-7 in Kürze erhältlich.

DÜSTER.

Tödliche Immobilie.



Schwarze Villa

ISBN: 978-3-948063-01-6 Preis: 12,90 €

Schwarz. Komplet schwarz: Wände, Treppe, Türen, Fenster, Dach: Die schwarze Villa – umstrittenes Kunstobjekt im Pforzheimer Nobelviertel, der Rodplatte. Doch nicht nur das Äußere der Jugendstilvilla ist schwarz, auch ihre Geschichte ist mehr als düster. Kai Sander, Immobilienmakler und Aktionskünstler, bekommt das ganz hautnah zu spüren. Und einmal aufgeschreckt, finden die Geister der Vergangenheit keine Ruhe mehr. Und ziehen alle, die mit dem Haus in Berührung kommen, tief und tiefer hinein in den Strudel der schaurigen Ereignisse....

SCHWARZE VILLA

Claudia Konrad

Kriminalroman

Taschenbuch. 240 Seiten ISBN 978-3-948063-01-6

eBook ISBN 978-3-948063-02-3

Doppelte Spannung bietet der ›Welle-Pack‹ mit Ermittler-Goodie!

KRIMI.

Mord in Hellas.



Grenzenlose Intrigen

ISBN: 978-3-9480630-7-8 Preis: 11,90 €

Verbrannter Wald – schaurig, grausig. Übler Verwesungsgeruch. Es sollte ein entspannter Griechenlandurlaub werden, den sich der Pforzheimer Sonderermittler Wellendorf-Renz, genannt Welle, gönnen wollte. Aber die feine Nase seines Vierbeiners veränderte alles. Welles guter Ruf eilt ihm voraus. Man bittet ihn, den Athener Kommissar bei der Mordaufklärung zu unterstützen. Gemeinsam stoßen sie auf Angst, Korruption und skrupellose Intrigen bis in die höchsten Instanzen von Staat und Kirche. Und trotz ihrer länderübergreifenden Ermittlungen können sie weitere eiskalte Morde nicht verhindern.

Grenzenlose Intrigen

Tod in Alepochori

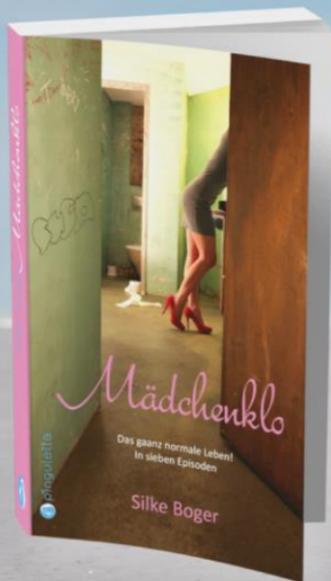
Claudia Konrad

Kriminalroman

Taschenbuch. 195 Seiten. ISBN 978-3-948063-07-8

eBook ISBN 978-3-948063-08-5

Doppelte Spannung bietet der ›Welle-Pack‹ mit Ermittler-Goodie!



WITZIG.

7 lustige Episoden.

Mädchenklo

ISBN: 978-3-9817678-0-3 Preis: 12,90 €

Was passiert hinter den Türen mit dem großen »D«, fragt sich der männliche Teil der Menschheit. Was erleben andere Frauen hinter den »Ladies«-Türen rund um den Globus, fragt sich die weibliche Hälfte. Das Buch »Mädchenklo« mit dem klangvollen Untertitel »Das gaanz normale Leben!« gibt in sieben vergnüglichen Episoden die höchst amüsante Antwort.

Vom Bücherportal Leserkanone.de zur »Indie-Perle des Monats« gekürt.

Mädchenklo

Silke Boger

Komödie

Taschenbuch. 279 Seiten ISBN 978-3-9817678-0-3

eBook ISBN 978-3-9817678-1-0



pinguletta.

Farbklecks in der Bücherwelt.

DER VERLAG. **pinguletta.**

Gegründet wurde der pinguletta Verlag Ende 2015 von der Bankbetriebswirtin Silke Boger. Firmensitz ist Keltern, ein wunderschöner Ort im schwäbisch-badischen Grenzgebiet. Ein kleines aber feines Team arbeitet sehr engagiert und erfolgreich daran, dass der Verlag kontinuierlich wächst.

Wir möchten inhaltlich wertvolle Bücher produzieren mit dem Ziel, (wieder) Lust aufs Lesen zu machen. Der pinguletta Verlag steht für hochwertige Buchprojekte – mit besonderem Augenmerk auf individuelle und professionelle Covergestaltung und der langfristigen Zusammenarbeit mit ausschließlich deutschen Druckereien.

Unsere Bücher sind im Buchhandel, direkt über den Verlag oder online erhältlich – natürlich auch als eBook und viele Projekte als Hörbuch.



**BUCHstaben
zum Anhören.**

**QR-Code einscannen.
Und ab geht's
zum pingu-Podcast.**





pinguletta



pinguletta Verlag
Durlacher Str. 32
75210 Kelttern



07236 / 932 471



verlag@pinguletta.de



pinguletta-verlag.de



facebook.com/pinguletta

Wir lieben BUCHstaben.